

daunlots.

**internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs
am maschinen- und heimatmuseum eslohe.
nr. 52**



**Friedrich Wilhelm Grimme
(1827-1887)
als plattdeutscher
Schwankdichter**

eslohe 2012



(Lineolschnitt von Josef Rütger)

Bearbeiter: Peter Bürger



Impressum

Friedrich Wilhelm Grimme (1827-1887) als plattdeutscher Schwankdichter. =
daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen-
und heimatmuseum eslohe. nr. 52. Eslohe 2012. www.sauerlandmundart.de

Umschlagbild: Ölporträt „Friedrich Wilhelm Grimme“, gemalt von Thomas Jessen (fotografiert von
Walter Schulte) - Ausschnitt.

Quelle für alle Bilddatensätze dieser Ausgabe ohne Angaben: Christine Koch-Mundartarchiv.

Inhalt

Vorbemerkung zu dieser „daunlots“-Ausgabe	5
 I. Friedrich Wilhelm Grimme (1827-1887), der „Klassiker des Mundartschwanks“	 6
1. Zur Biographie	7
2. Der Anfang des plattdeutschen Schreibens – Übersicht zu den Mundartwerken	11
3. Sauerländisches Leuteleben in der Schwankprosa	15
Leutefeiern und bescheidener Komfort	16
Me frigget doch auk geren!	17
De Heer un syin Knecht	18
Kleine Leute und Gebildete	20
Die Obrigkeit: Wenn’s die Herren wollen, brennt selbst der Schnee	21
Pastauers un Poters	23
Frömmigkeit und Aberglauben	24
Habenichtse und Außenseiter	27
Judenfeindlichkeit und katholisches Leuteleben	28
Soldatentum und Krieg	28
Reisen in die Welt	31
Plattduitsk in Ehren	33
Alte Schwanktraditionen	34
 II. Beispiele aus F.W. Grimmes Mundartprosa	 37
1. De Heer un syin Knecht	38
2. Hammichel	39
3. De Himel well verdaint syin	39
4. Wahr dik füär sülken	39
5. Scheeper-Sprüke	40

6. De bloie Saldote	40
7. De lahme Schnyder	42
8. Sau klauk as' en Menske (über die „Tollen-Landenbecker“)	45
9. Van derselwen Sorte	46
10. Schwarte Diuwen (Reiseepisode mit dem Lügenpastor)	47
11. En Stücksken van twäi Dokters	47
12. „En Spauk“	49
13. Det Moierken imme Postwagen	51

III.

Verzeichnis:

Werke von Friedrich Wilhelm Grimme

(mit Hinweisen zur Internetverfügbarkeit)	58
---	----

IV.

Aktualisierte „Grimme-Internetbibliothek“

mit Links zum Abrufen [09.09.2012]	62
------------------------------------	----

Vorbemerkung zu dieser „daunlots“-Ausgabe

Der ausführliche einleitende Beitrag im I. Teil ist ein kleiner Auszug aus folgender Veröffentlichung:

Bürger, Peter:
Strunzerdal.

Die sauerländische Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts
und ihre Klassiker Friedrich Wilhelm Grimme und Joseph Pape.
Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe 2007.
[Bezugsadresse www.museum-eslohe.de]

Die in Teil I. vermerkten „Kurtztitel“ beziehen sich auf das Literaturverzeichnis des Buches, das in diesem „daunlot“ jedoch nicht enthalten ist. – Das Werk enthält außerdem u.a. Kapitel zu Grimme als plattdeutschem Lyriker, Bühnenautor und Erzähler.

Auch im nächsten Band der von unserem Archiv herausgegebenen Mundartliteraturgeschichte werden Friedrich Wilhelm Grimme und die Bedeutung seines Werkes für die Geschichte des sauerländischen Kulturraumes noch einmal ausführlich gewürdigt:

Peter Bürger:
Liäwensläup.

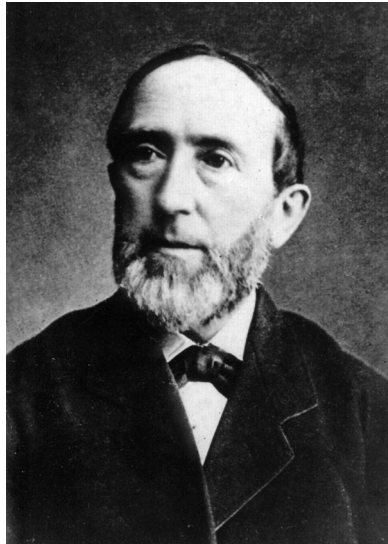
Fortschreibung der sauerländischen
Mundartliteraturgeschichte bis zum Ende des ersten Weltkrieges
[Erscheinungsdatum: Ende September 2012]

In Teil II des hier Vorliegenden wird eine kleine Auswahl zu F.W. Grimmes Mundartprosa dargeboten. Viele Auflagen der Grimme-Werke kann man inzwischen im Internet abrufen (jetzt auch „*Galantryi-Waar'!*“ und „*Bat us de Strunzerdähler hinnerläit*“); sämtliche plattdeutsche Buchtitel sind zumindest in frühen Auflagen vertreten¹). Alle entsprechenden Titel werden im Werkverzeichnis (Teil III und IV) am Ende dieses „daunlots“ mit einem *Sternchen und weiteren Hinweisen versehen (aktualisierte „Links“: Teil IV).

¹ Vgl. auch: Bürger, Peter: Grimmiges über Google Books. Buch-Digitalisate demokratisieren auch die Regionalforschung – der Google-Konzern hinkt hinterher und setzt auf Unmündigkeit. In: Telepolis, 6.1.2012. <http://www.heise.de/tp/artikel/36/36105/1.html>

I.

Friedrich Wilhelm Grimme (1827-1887), der „Klassiker des Mundartschwanks“



Im Gefolge von Ferdinand Zumbroock (ab 1847), Klaus Groth (ab 1852), Fritz Reuter (ab 1853), John Brinckmann (ab 1854) und anderen hat sich also eine neue niederdeutsche Literatur den Weg zu einem nennenswerten Publikum gebahnt. Als Verfasser von Schwankprosa, Lustspielen und auch einigen Gedichten in sauerländischer Mundart bewirkt Friedrich Wilhelm Grimme früh – ab 1858 – einen Anschluß seiner Heimatregion an diese Entwicklung. Er ist Begründer der sauerländischen Mundartliteratur und einer der „Klassiker“ der plattdeutschen Dichtung Westfalens. Auch wegen seiner hochdeutschen Programmschrift „Das Sauerland und seine Bewohner“ und der unglaublichen Wirkungsgeschichte seiner heimatbezogenen Werke ist er als „der erste Sauerländer“ bezeichnet worden (Köck 1994; Bürger 2006, 26-31). Die heimatliche Landschaft, zumal die dem Geburtsort Grimmes nahegelegene, galt als ärmlich oder rückständig. Was andere eher verächtlich betrachteten, erschien bei Grimme bisweilen als ein Garten Eden für kleine Leute. Im konstruktivistischen Sinn ist er ohne Zweifel der geistige Baumeister des Sauerlandes. Realistische Momente und Idealisierung gehen in seiner Heimatkonstruktion Hand in Hand, wobei das Ideale meistens die Führung übernimmt. Wilhelm Uhlmann-Bixterheide liegt gar nicht so falsch, wenn er den Dichter anlässlich des 100. Geburtstages vorstellt als einen „Menschen, der sein Land und sein Volk in der engeren Heimat mit den adelnden Augen des ... Poeten gesehen hat“ (Wand 1927, 7). Grimme selbst sagt es anders: „Die Dichter ... lügen, und sie dürfen es und müssen es.“ (Grimme 1887b, 139)



Grimmes Geburtshaus in Assinghausen

1. Zur Biographie

Friedrich Wilhelm Grimme wurde am Weihnachtsmorgen 1827 als achtes von zwölf Kindern des Dorfschullehrers von Assinghausen, Engelbert Josephus Bernhard Grimme (1788-1872), geboren. Seine Mutter Maria Theresia Leymann (1790-1839) stammte aus Grafschaft. Sie war als Bauerntochter in den Genuß einer über den üblichen Dorfschulbesuch hinausgehenden Bildung gekommen. Schon Großvater Joseph Grimme hatte als Dorflehrer in Hagen nahe Allendorf, dem Stammsitz der väterlichen Familienlinie, unterrichtet. Grimmes Vater wirkte nach einer vorübergehenden Lehrerstelle in Grafschaft (1808-1812) in Assinghausen im kombinierten Amte als Schulmeister, Küster und Organist. „Als der Vater Grimmes während des weihnachtlichen Gottesdienstes auf der Orgelbank von der Geburt seines Sohnes erfuhr, hat er frohbewegt beim Ausklang des Hochamtes zum erstenmal einen Hirtenwalzer improvisiert und ihn dann alle Jahre nach der Hirtenmesse wiederholt... >Wenn der Hirtenwalzer gespielt wurde, wipelte die ganze Kirche<“ (Sauerländer Heimatbund 1977, 13). Die Melodie dieses Hirtenwalzers, die dort noch 1904 gespielt wurde, ist 1975 von Renate Brockpähler nach Erinnerungen alter Leute auf Tonband festgehalten worden.

Am Schulhaus, in dem auch die große Lehrerfamilie wohnte, war folgendes pädagogisches Programm zu lesen: „Erziehet die Kinder in der Liebe und Furcht des Herrn.“ Den eigenen Vater hat Grimme wohl mit Liebe verehrt, doch eine spätere Mitteilung seines Sohnes Hubert verrät auch etwas über den – der Zeit entsprechenden – Abstand zum Familienoberhaupt: „Seinem Vater, dem gegenüber er nach der Sitte der alten Zeit lange das respektvolle >Sie< in der

Anrede gebrauchte, sandte er pflichtschuldigst zu dessen Namenstag briefliche Glückwünsche; der Patriarch von Assinghausen legte nicht das geringste Gewicht darauf, etwas davon zu bewahren.“ (zit. Trutznachtigall-Festschrift 1927, 259) Im Kreise der Geschwister wird Grimme zeitlebens ein besonders herzliches Verhältnis zu seinem ältesten Bruder Karl (1811-1889), dem späteren Lehrer von Siedlinghausen, pflegen (ebd., 259-262). Er nennt ihn vorzugsweise „Aches“ (Bruder). Das Wort kommt aus dem „Judendeutsch“, welches bei den Wanderhändlern des oberen Sauerlandes verbreitet war.

Die materiellen Verhältnisse eines dörflichen Lehrerhaushaltes fielen – zumal in einer Kleineleutlandschaft und bei Kinderreichtum – bis weit in die preußische Zeit hinein denkbar bescheiden aus. Vorbereitet durch Unterricht im Familienkreis und beim Pastor besuchte Grimme dennoch das Briloner Progymnasium (1840-1844). Nach einjähriger Rückkehr ins Elternhaus ermöglichte dann der zweitälteste Bruder, der Geistliche Fritz Grimme (1813-1896), seinen weiteren Bildungsweg. 1845 kam er auf das Arnsberger Laurentianum, wo er im August 1847 mit Auszeichnung das Abitur bestand.

Anschließend nahm er in Münster sein Studium auf, wo der Geldbeutel „dauernd Ebbe“ hatte und es ihm vor allem das Stundengeben ermöglichte, „sich über Wasser zu halten“ (Trutznachtigall-Festschrift 1927, 243). Der zahlende Bruder, der als Priester alle weltlichen Professoren als „Heiden“ betrachtete, drängte zu Grimmes Leidwesen auf einen geistlichen Berufsweg. *„Nach zwei Semestern Abkehr vom Theologiestudium. 1850/1851 aus gesundheitlichen und finanziellen Gründen längerer Aufenthalt in Assinghausen. Anschließend für etwa zwei Jahre private wissenschaftliche Vorbereitung auf das Lehrerexamen. 1852 erhielt er die Lehrbefugnis für die Fächer Latein, Griechisch, Deutsch sowie Geographie und Geschichte für alle Klassen der Gymnasien. 1852 Probelehrer am Arnsberger Gymnasium. 1854 Hilfslehrer in Brilon. 1855 Beginn der Lehrtätigkeit am Münsterer Paulinum. 1856 ordentlicher Lehrer, bald darauf Oberlehrer am Paderborner Gymnasium Theodorianum, an dem er 16 Jahre wirkte [...] 1872 Annahme einer Direktorenstelle am Königlich-Katholischen Gymnasium von Heiligenstadt im Eichsfeld (Sachsen [Thüringen, Anm.]). 1875 Auszeichnung mit dem königlichen Roten-Adler-Orden IV. Klasse. Im selben Jahr Ehrendoktorwürde der Universität Münster für seine literarischen Arbeiten und botanischen Studien. 1885 ließ er sich 57jährig in den Ruhestand versetzen und wählte Münster als Alterswohnsitz. 1886 letzter Aufenthalt im Sauerland, wo man ihm in Olsberg einen Fackelzug bereitete. Er starb am 2. April 1887 in Münster.“* (Gödden/Nölle-Hornkamp 1994, 147f) Dem Sterben gingen –nach der Nachricht vom Tod der ältesten Tochter Else († 3.3.1887) – ein körperlicher Zusammenbruch und Wochen großer Hilflosigkeit voraus (Gustav Grimme 1937).

Auffällig sind die Unterbrechungen der Studien aus finanziellen und gesundheitlichen Gründen, was in mancher Hinsicht an den Lebensweg von Klaus Groth (1819-1899) erinnert, sowie die von Biographen mit „geschwächter

Gesundheit“ und Gemütslage in Verbindung gebrachte Frühpensionierung. Im Konzept zum ersten – hochdeutschen – Lyrikband steht bereits der Satz: „Der Scholle verbleibt, wer die Trauer liebt.“ Als junger Akademiker und viel später wieder in seiner Heiligenstädter Zeit litt der „lustige Grimme“ unter schwermütigen Stimmungen. Seine Altersreligiosität wies, so Gisela Grimme-Welsch, Züge von Bigotterie auf.

Als Grimme in Arnsberg 1852 erstmals ein Auge auf seine künftige Frau Emilie Düser (1838-1913) warf, war diese erst fünfzehn Jahre alt. Zum ersten – gegenseitigen – Liebesgeständnis kam es „heimlich“ nach dem Arnsberger Schützenfest 1853: „Und niemand hat’s vernommen, / Als nur der Sternenreigen / Und Sankt Johann von Nepomuk – / Und der versteht zu schweigen.“ (Grimme 1983, 30f) Die Hochzeit folgte erst am 20. Mai 1858. In Grimmes hochdeutscher (und plattdeutscher) Lyrik hat diese Liebe deutliche Spuren hinterlassen. Aus der langen Brautzeit datieren ungefähr 300 Briefe an Emilie Düser (Trutznachtigall-Festschrift 1927, 259). Das Ehepaar hatte gemeinsam sechs Söhne und fünf Töchter, für deren Ausbildung die Eltern viele Mühen auf sich nahmen. Auch beim Gymnasialdirektor und Buchautor Grimme herrschten im kinderreichen Lehrerhaushalt wieder bescheidene Verhältnisse, wie z.B. dem posthum veröffentlichten plattdeutschen Text „*Dispeltaziaune*“ von 1881 zu entnehmen ist.

Aus der Arnsberger Zeit auf dem Laurentianum rührt die Jugendfreundschaft mit Joseph Pape (→ Buchkapitel VI.2) her, dem Grimme ein erster literarischer Mentor war. Als er in Münster Anschluß an den Literaturzirkel des blinden Professors Christoph Bernhard Schlüter (1801-1884) fand, trug er dort frühe Dichtungen von Pape vor. Mit der Arnsberger Gymnasialzeit und dem Kreis der am 17.12.1847 gegründeten studentischen Verbindung „Sauerlandia“ zu Münster sind weitere Freundschaften mit jungen Akademikern aus der Heimat verbunden, so mit Wilhelm Storck, Joseph Wormstall, der den Verbindungsnamen „Flambo“ trug (→ Buchkapitel VII.2), dem späteren Prälaten Peter Nagel (1825-1911), Johannes Cramer, später Probst in Bochum, und Johannes Georg Schmidt, bekannt unter seinem Verbindungsnamen „Heck“ (→ IV.6). Grimme gehörte einer neuen Bildungsgeneration des katholischen Sauerlandes an, die sich zum Teil aus einfachen Verhältnissen rekrutierte und in der man untereinander den Austausch suchte.

Zum Bekanntenkreis, der auffällig viele Geistliche aufweist, zählten nach Julius Schult auch „Prälat Dr. Franz Hülskamp, der Münsterische Herausgeber des Literarischen Handweisers, endlich die [plattdeutschen] Münsterischen Poeten Ferdinand Zumbroock und Prof. Landois. Die Vorstellung mit diesem war originell. Als Grimme ihn im Zoologischen Garten traf, ging er auf Landois mit den Worten zu: >Hier Sauerland, dort Münsterland!<, worauf Landois sofort ausrief: >Grimme!<“ (F.W. Grimme 1927a, 19; vgl. ebd., 9, 17-19) Nach K. Wiepen kam es zur Bekanntschaft mit der Münsterschen plattdeutschen Prominenz jedoch erst, als Grimme Ostern 1885 als Gymnasialdirektor in Ruhestand getreten und dann mit seiner Familie in die einstige Studienstadt

Münster gezogen war. Hier traf er die schon vertrauten Professoren Wormstall und Storck wieder, „und bald machte er sich auch bekannt mit dem Lokaldichter Zumbroock und Prof. Landois.“ (Trutznachtigall-Festschrift 1927, 244) Über Beziehungen zu bekannten plattdeutschen Dichtern außerhalb Westfalens gibt es keine Nachrichten. Immerhin wird im Grimme-Gedenkbuch mitgeteilt, „daß Fritz Reuters bester Freund aus der Magdeburger Festungszeit Hermann Grashof, geboren 1809 zu Brilon, war. ... Im Sommer 1861 besuchte Reuter ihn auf einer Reise durch Westfalen in Lohe.“ (F. W. Grimme 1927a, 26; vgl. zu Grashof: Reuter 1902 I, 61 und Padberg 1982, 324f, 329)

Alle wichtigen Quellen zur Biographie können erschlossen werden über den dritten Band der Grimme-Werkausgabe von W. Uhlmann-Bixterheide (Grimme 1921a III), das von J. Schult herausgegebene „Grimme-Gedenkbuch“ (F. W. Grimme 1927a) und die für jede Grimme-Forschung unentbehrliche, von Gisela Grimme-Welsch besorgte und kommentierte Werkauswahl (Grimme 1983). Wer kompetent und auf kurzweilige Art orientiert werden möchte, sollte unbedingt auch auf eine neuere Arbeit der sauerländischen Grimme-Forscherin und – Editorin Magdalene Padberg zurückgreifen (Westfälische Dichterstraßen II, 11-51).

Eine plattdeutsche Grimme-Biographie „De Strunzerdäler“ von Franz Hoffmeister soll – nach Gisela Grimme-Welsch – Anfang der 1920er Jahre in der Reihe „Suerlänke Baikelkes“ der „Vereinigung studierender Sauerländer“ erschienen sein (Grimme 1983, 856; danach auch: Gödden/Nölle-Hornkamp 1994). Das Werk ist in der zuverlässigen Bibliographie zum 100. Geburtstag unter mehreren Hoffmeister-Titeln nicht aufgeführt (Wand 1927) und fehlt in allen einschlägigen Übersichten zur besagten Reihe. Es ist auch nicht greifbar im Sauerland-Museum Arnsberg, das über einen umfangreichen Fundus des Heimatbundes verfügt. Vielleicht handelt es sich um einen nicht selbständigen Beitrag in einer anderen Publikation oder um ein unveröffentlichtes Manuskript.

Bibliographische Ergänzungen und Hinweise zum Nachlaß bieten zwei Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Dortmund (Wand 1927, Stadt- und Landesbibliothek Dortmund 1987) und das auch im Internet zugängliche „Westfälische Autorenlexikon“ (Gödden/Nölle-Hornkamp 1994, 147-159). Da es kein zentrales Grimme-Archiv gibt und die Zahl der – zum Teil sehr unterschiedlichen – Buchneuaufgaben beträchtlich ist, weisen die Bibliographien bzw. Werkverzeichnisse mancherlei Unstimmigkeiten auf. In diesem Buch ist ein vollständiger, aber möglichst konzentrierter Überblick zu Grimmes *Mundartwerken* angestrebt worden. Deshalb mußte aus Gründen der Übersichtlichkeit darauf verzichtet werden, alle zugänglichen äußeren Daten der Editions-geschichte im Literaturverzeichnis zu berücksichtigen.



2. Der Anfang des plattdeutschen Schreibens – Übersicht zu den Mundartwerken

Grimme und sein Freund Joseph Pape (→ Buchkapitel VI.) sind die ersten Sauerländer, die in der Literaturszene des 19. Jahrhunderts in Erscheinung treten und dort dann die „katholische Sache“ vertreten. Ohne Zweifel wollte Grimme, der zeitweilig auch ehrgeizige musikalische Projekte verfolgte, als hochdeutscher Dichter bekannt werden. Die Anregung zur Veröffentlichung *plattdeutscher* Texte kam hingegen vom Schwiegervater Anton Düser, der als Zeitungsverleger in Arnsberg offenbar ein gutes Gespür für das entsprechende Leserinteresse hatte: „Er wollte die Anekdoten und Schwänke, die Grimme sehr lebhaft zu erzählen wußte, ... einem größeren Publikum zugänglich machen.“ (Grimme 1983, 601) Als Grimme Mitte 1858 für sein zweites hochdeutsches Werk, die „Balladen und Romanzen“, noch keinen Verleger gefunden hatte, teilte er dem Innsbrucker Germanisten Professor Zingerle (1825-1892) mit: „... aber plattdeutscher Volksschriftsteller bin ich geworden, zunächst für das heimatliche Sauerland, indem ich das Arnsberger Kreisblatt (herausgegeben von meinem Schwiegervater) mit allerhand plattdeutschen Schwänken in Prosa und Vers versorge, zum großen Gaudi der Leser.“ (zit. F.W. Grimme 1927a, 24) Emilie Düser, Grimmes Braut, hat offenbar das Korrekturlesen der Zeitungsbögen übernommen. Am 18.2.1958 schreibt Grimme ihr: „*Ich lege das plattdeutsche Stückchen von >Odam< bei; um es nebenbei auch hochdeutsch zu*

schicken, dazu habe ich keine Zeit; aber sehr möchte ich wünschen, daß es fehlerfrei gedruckt würde; darum unterziehe Du Dich der Mühe, sorgfältig die Korrektur zu lesen, indem Du Dir immer den hochdeutschen Sinn sowohl als die plattdeutsche Aussprache genau vorstellst. Du kannst es am besten; weil Du meine Sprechweise kennst; nach Dir mag auch noch Anna es durchlesen.“ (Grimme 1921a III, 114)

Aus diesen Anfängen ist dann sehr bald das erste Büchlein entstanden. Am 13. Mai 1859 schreibt Grimme von Paderborn aus an seinen Freund Pape, damals Gerichtsassessor in Ehrenbreitstein: „*Meine >Sprickeln un Spöne<, die im Januar erschienen, haben sich eines wirklich außerordentlichen Beifalls zu erfreuen gehabt. Die Subskription, welche Düser eingeleitet hatte, ergab über 400 Abnehmer; seitdem aber sind, wie im Sturm, noch an die 700 Exempl. außerdem abgesetzt, so daß die Auflage ... zum allergrößten Teil vergriffen ist. Düser, wie ich, haben ein schönes Geld daraus gezogen u. im ganzen Sauerlande und Paderbörn'schen bin ich allgemein bekannt geworden, und habe Elogen von allen Ecken u. Kanten darüber erhalten. Außer der Laienwelt interessiert sich allerwärts auch die Geistlichkeit dafür, hier sogar die hohe; unser Weihbischof kam persönlich zu mir und bat sich ein Exemplar aus ...*“ (zit. Grimme 1983, 435f). Es bietet sich also durchaus ein Vergleich an mit Fritz Reuter, der die – mutig im Selbstverlag gedruckten – 1.200 Exemplare der ersten Auflage seiner „Läuschen un Riemels“ von 1853 in nur sechs Wochen verkaufen konnte.

Mit Blick auf die rasche Folge der ab jetzt „vom Verfasser der >Sprickeln und Spöne<“ vorgelegten Mundartbücher könnte man von einem plattdeutschen Literatursturm im Sauerland sprechen. Der „Strunzerdäler“, so die Selbstbezeichnung des lange anonym publizierenden Autors, wird „der auflagenstärkste plattdeutsche Autor Westfalens im 19. Jahrhundert“ werden (Weber 1991, 56). Die zunächst im Selbstverlag beim Schwiegervater gedruckten beiden Titel und weitere wandern bald ins Sortiment von Nasse in Soest und nach Paderborn zu Schöningh, dem wichtigsten Verleger von Grimmes Mundart- und Sauerlandschriften. Die plattdeutschen Bücher sollen erschwinglich bleiben. Illustrationen sind im Budget nicht vorgesehen. Die Vielzahl der Neuauflagen und Grimme-Editionen – darunter allein drei selektive Werkausgaben und drei Auswahlbände in Buchform – ist unglaublich. Leider hat man keine dieser Unternehmungen dem Zugang zum *vollständigen* plattdeutschen Werk des Dichters gewidmet. Das sich bald nach Freiwerden der Grimmeschen Werke abzeichnende, langfristige Editionselen ist von Josef Rüther schon 1927 sehr weitsichtig diagnostiziert worden (Trutznachtigall-Festschrift 1927, 267-269; vgl. Grimme 1983, XIII f). Da die Schwankbücher in späteren Auflagen Erweiterungen – und bisweilen auch einzelne Kürzungen – erfuhren, kann man sich einen zuverlässigen Gesamtüberblick so leicht gar nicht verschaffen. Insgesamt vier Bändchen bzw. Abteilungen mit „Schwänken und Gedichten in sauerländischer Mundart“ resultieren aus folgenden Erstaufgaben:

Sprickeln un Spöne (1858/59)

Spargitzen (1860)

Grain Tuig (1860)

Galantryi-Waar'! (1867)

Die beiden ersten Titel werden ab 1861 zu einem zweiteiligen Band vereinigt, der allein bis 1911 in elf Auflagen erscheint. Die späten Auflagen enthalten eine noch heute lesenswerte Einleitung zu den „wichtigsten Eigentümlichkeiten der sauerländischen Mundart“ (Grimme 1983, 609-614). In dieser wird dem sauerländischen Platt vorzugsweise eine Eignung für den Schwank zugeschrieben, was jedoch eine „*Darstellung des Weichen, Gemütvollen, ja Wehmütigen*“ nicht ausschließe. Die auffälligste, früh durchgeführte Veränderung in der Schreibweise betrifft das „y“ (my-myi-mir; vy-vyi-wir; usw.).

Für etwas Verwirrung sorgt in einigen Werkzusammenstellungen der Titel „Grain Tuig. Un süs nau wat te gnaustern. Gedichte und Lustspiele in sauerländischer Mundart“. Aufgeführt wird das Buch bisweilen ohne den Haupttitel „Grain Tuig“ und gemäß der „2. Auflage Soest: Nasse 1866“. Ein Exemplar war nicht greifbar. Prof. Dr. H. Taubken vermutet in einem Brief an den Verfasser vom 19.5.1995, daß es sich um die 2. Auflage von „Grain Tuig“, erweitert um eines der Lustspiele, handelt. Eine zuverlässige Bibliographie zur Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts bestätigt dies: Der Titel enthält „Grain Tuig“ sowie die Lustspiele „Jaust un Durtel“ und „Koppelschmid“ (Seelmann/Seelmann 1979 I, 77), also keine sonst unbekannten Werkteile.

Das plattddeutsche Bühnenwerk (→Buchkapitel IV.5) besteht aus fünf Lustspielen:

De Koppelschmid (1861)

Jaust un Durtel oder De Kiärmissegank (1861)

De Musterung, oder Gehannes Fiulbaum un seyn Suhn (1862)

Ümmer op de olle Hacke (1865)

De Kumpelmentenmaker oder Hai mot wierfriggen (1875, in Heiligenstadt entstanden)

Alle diese Titel sind, mit Ausnahme des zuletzt genannten, von Grimme in der Paderborner Zeit (1856-1872) geschrieben worden. Von Münster aus gelangen nach der Frühpensionierung noch zwei plattddeutsche Prosawerke zum Druck:

Lank un twiäb düär't Land (1885)

Schwanewippkens Reise düär Surland un Waldeck (1886, unvollendet als regionaler Zeitungsbeitrag in fünf Folgen)

Die zweite, stark erweiterte Auflage der hochdeutschen Schrift „*Das Sauerland und seine Bewohner*“ (1886) enthält Ausführungen zur Mundart der Region,

darunter zum Teil sehr differenzierte Mitteilungen zu örtlichen Unterschieden, plattdeutsches Leutegut, ausdrückliche und versteckte Schlüssel zu Grimmes Prosaschwänken und ein plattdeutsches Gelegenheitsgedicht von 1884 („Ansproke an den Astenbiärg“). Der drei Jahre nach dem Tod erschienene Nachlaßband „*Bat us de Strunzerdähler hinnerläit*“ (Grimme 1890) bietet unter verändertem Titel [Schwanewippkens Briutfahrt] noch einmal „Schwanewippkens Reise ...“ und – zum Teil bis dahin unveröffentlichte – Einzeltexte (All-Surland sall liäwen; An myine laiwen westfölsken Landsluie genten in Amerika; An diän Jiserlöhner Pyipenklupp; Myime laiwen Brauer Karel te syime Jubiläi; O Arensperg; Dispeltaziaune; Bat us Krickels Wilm vam Diällbrügger Jubiläi vertallte; Dat Arensperger Schüttengeloog).

Im „Grimme-Gedenkbuch“ (F. W. Grimme 1927a, 243 [auch: Grimme 1981, 104]) ist noch das kleine Prosastück „*De Luaffuask*“ enthalten, das in den für diese Darstellung ausgewerteten Auflagen der vier Schwank-Bücher fehlt. Ein „bislang unveröffentlichtes Mundartgedicht“ mit dem Titel „*Kaffee-Buirke*“ ist nach einer Angabe in den einschlägigen Bibliographien im „Beobachter an der Haar“ vom 6.3.1928 erschienen.

Grimme-Mundarttexte unter den Titeln „De pozzleine Hod“, „Afternomen oder Afterlogen“, „Min Plattdüsch hole’ck in Ehren“ und „Sprüche“ sollen nach einer Angabe im Westfälischen Autorenlexikon (Gödden/Nölle-Hornkamp 1994, 153) in der Anthologie „Westfälische Dichtung der Gegenwart“ von 1895 (Uhlmann-Bixterheide/Hülter 1895) erschienen sein. Dies trifft jedoch, wie Prof. Hans Taubken von der Mundartkommission für Westfalen dem Verfasser auf Anfrage mitgeteilt hat, nicht zu. Sollten die genannten Titel – wo auch immer sie auftauchen – sonst unbekannte Originalbeiträge sein, müßte es verwundern, warum Uhlmann-Bixterheide sie in seiner Grimme-Werkauswahl und seiner plattdeutschen Anthologie für Westfalen nicht erwähnt (Grimme 1921a; Uhlmann-Bixterheide 1921).

Aus überregionalen Sammelwerken ist noch Grimmes plattdeutsche Übertragung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn aus dem Jahre 1870 zu berücksichtigen (Grimme 1874).

Die beachtliche Produktivität des Strunzerdälers darf nicht pauschal als zeittypisches Phänomen bewertet werden. Die acht „frühen Grimme-Werke“, die zwischen 1858 und 1867 auf den Markt kommen, gehören noch nicht wirklich zu jener „beängstigende[n] Inflation von Gedrucktem“, über die Wilhelm Seelmann 1896 schreiben wird: „Fast in jedem einzelnen Jahr der letzten drei Jahrzehnte haben mehr Druckbogen mit niederdeutschen Texten die Presse verlassen, als die ganze erste Hälfte unseres Jahrhunderts zu Tage gefördert hat.“ (zit. Reich 1986, 10; vgl. ebd., 9)



3. Sauerländisches Leutleben in der Schwankprosa

Grimmes erster Band „Sprickeln un Spöne“ (1858/59) erinnert schon mit seinem Titel an die „Läuschen un Riemels“ des Mecklenburgers Fritz Reuter (ab 1853). Mit Blick auf diesen und die nachfolgenden Schwanktitel meint Ferdinand Wippermann: „Friedrich Wilhelm Grimme ist ein Dichter des (erzählenden) Schwankes, er ist *der* Dichter, der Klassiker des plattdeutschen Schwankes ... Durch Reuters, Zumbroocks und anderer Vorgang hat Grimme sich nicht verführen lassen, seinen lustigen Geschichten das Mäntelchen des Reimes umzuhängen. Durch das schlichtbescheidene Prosakleid leuchtet die schöne Kunst seiner Schwänke nur um so heller und wärmer hervor.“ (zit. F.W. Grimme 1927a, 55) Die Prosaschwänke unterscheiden sich hinsichtlich ihres Umfangs und ihrer literarischen Qualität erheblich. Einige sehr kurze Stücke ähneln in Anlage und Ausführung dem mündlich erzählten Witz. Längere Episoden, in denen Grimme die beteiligten Akteure sehr anschaulich charakterisiert, gehören vom ersten Band an mit zum Repertoire. Von Schönhoff, Wippermann und anderen ist angemerkt worden, daß Grimme –

anders als Reuter – seine Schwänke nur selten auf eine markante Pointe zuspitzt. Im Einzelfall scheint Grimme mit sehr schwerfälligen Lesern zu rechnen, denn er fügt einer plausiblen, gut erzählten Geschichte überflüssige Erklärungen hinzu (→Buchkapitel IX.1). Die Gestalten und Handlungen sind eher alltäglich. Der Stoff ist dem sauerländischen Leuteleben entnommen und – solange alles im dörflichen Rahmen bleibt – ziemlich unspektakulär. Schon als junger Poet hatte der Autor bekannt: „Nicht das ganze, große Leben – / Nein, nur kleine Lebensstückchen / Wollt ich euch zum besten geben ...“ (zit. Grimme-Werke 1983, 14).

Leutefeiern und bescheidener Komfort

Moralisierend sind nur relativ wenige von Grimmes Mundartschwänken. Magdalene Padberg meint: „Schlau mußten sie alle schon sein, die Dorfmusikanten, die Hütejungen, die von Haus zu Haus flickenden Schneider und Schuster, um an ihren kleinen Lohn zu kommen und um ihren großen Durst zu stillen. ... Grimme beleuchtet sie alle scharf, all die menschlichen Unzulänglichkeiten: Horizont-Enge, Geiz, Maulheldentum, Ziererei, Gier nach der Flasche. Aber er kanzelt nicht ab, er kennt die armen Verhältnisse zu Hause, liebt seine Landsleute und ist oft ihr Komplize.“ (Westfälische Dichterstraßen II, 40f) Einen Schwerpunkt bilden Stückchen aus dem lustigen Leuteleben abseits von der Arbeit. Die Fastnacht ist – wie in Grimmes hochdeutschen Sauerlandschriften (Memoiren eines Dorfjungen; Das Sauerland und seine Bewohner) – ein wichtiges Thema und weist in der Darstellung der Beteiligten autobiographisch nach Assinghausen (Grimme 1983, 185-193, 588f). Für den Ausnahmezustand bis Aschermittwoch braucht man den leidenschaftlichen Zeremonienmeister und die nebenberuflichen Musikanten, die in der weiteren Umgebung auf mehreren Tanzböden gleichzeitig spielen können (*Sprickeln un Spöne*: Odam; De schwarte Schauster). Reichlicher Alkoholkonsum ist – wie sonst fast überall in der plattdeutschen Schwankdichtung – in vielen Grimme-Stücken anzutreffen und bei Streitigkeiten meistens die Hauptursache. Nur selten erhebt der Dichter, der seine eigene Freude an einem guten Wein nie verhehlt hat, an dieser Stelle den Zeigefinger. Selbst die Frau eines Saufboldes bemüht sich um Nachsicht: „Jo, et is wohr: ik hewwe ne Mann as’ en Engel, ments dai Duiwel dai suipet.“ (*Grain Tuig*: En Mann as’ en Engel) Philipp, an sich ein guter Kerl, kommt vom Saufen ab, nachdem der Pastor ihm in der Beichte zur Buße einen sechswöchigen Verzicht auf die Liebesspeise auferlegt hat (*Galantryi-Waar’!*: Pannekauken). Im Einzelfall werden eingeschworene Saufkumpane gegeneinander aufgehetzt (*Spargitzen*: Hännens un Friddrich). Wenn zu tolle Fastnachtsfeiern schließlich ein Nachspiel beim Briloner Gericht haben, muß der Wirt als Zeuge einer handfesten Auseinandersetzung seiner Gäste sich auf eine äußerst vorsichtige Zeugenaussage verlegen (*Galantryi-Waar’!*: En füärsichtig Tuigniß). Ein vermögender Bauer, der dem Trunk ergeben ist und ständig auf den Fiskus schimpft, löst sein vermeintliches Hauptproblem sehr zuverlässig: Nach und

nach verkauft er alle seine Besitzungen und muß am Ende tatsächlich keine Steuern mehr bezahlen (*Sprickeln un Spöne*: Biu en Menske kummaude van der Grundstuiet afkummen kann).

Die Bewirtung von Gästen, Handwerkern oder Kostgängern ist keine Nebensache: Schmachhafte Gelegenheiten außer Haus muß man wahrnehmen, die eigene Großzügigkeit kann überstrapaziert werden, und bisweilen zeigt sich die Sorge um die Hausvorräte auch als Geiz (*Sprickeln un Spöne*: Schulten Hochtjit, Paulus Kaukendaif; *Spargitzen*: Klaiwen is et Handwiärk, Schoine gedruapen, Byim Froihstücke; *Grain Tuig*: De klaine Friättpoost, Strofe mott syn). Die besonderen Freuden der kleinen Leute fallen – vom guten Tabakgenuß bis hin zum verdünnten Kaffee am Frühstückstisch – eher genügsam aus. Der kleine Hanwilmken will allerdings Kurfürst werden und tut dies in Versen kund, die vielleicht aus kölnischer Zeit stammen: „Ik wöll, dat ik de Kurfürste wör. Dann lägg’t ik mik alle Dage oppet Hai, un eete liuter stywen Bry“ (*Sprickeln un Spöne*: Sprickelkes un Spönkes [vgl. Reuter 1902 I, 312-314: Wat ded’s’t, wenn Du König wirst?]). Den geizigen Hannodam muß man davon abbringen, stinkenden Klee statt Tabak zu rauchen. Zu diesem Zweck wird eine Zeitungsmeldung erfunden über Klee-Raucher, denen – wie bei aufgeblähten Kühen – der Bauch durchstoßen werden mußte (*Spargitzen*: Biu’t Hannodam genk). Für diese Geschichte ist das „wahre Vorbild“ bezeugt, und zwar als Überlieferung über den Vater des geistlichen Grimme-Freundes „Lügensmidt“ (Sauer 1911, 7f). Es gibt auch ein Beispiel für frühen Markenfetischismus: Die verwöhnte Andilge will partout einen echten Braunschweiger Rock aus Braunschweig, denn beim Juden David in Brilon kann man ihrer Ansicht nach nur zweitrangige Ware kaufen. Der Qualitätsunterschied ist, wie die Geschichte beweist, in Wirklichkeit nur ein eingebildeter (*Sprickeln un Spöne*: De raue Rock).

Me frigget doch auk geren!

Vor der – stets kirchlichen – Eheschließung muß man gute Kenntnisse des *hochdeutschen* Katechismus unter Beweis stellen: „Froge un Antwort, Hauptstück un Kapitel, batt use Hiärguatt wäit un batte nit wäit“. Das gelingt nicht jedem Heiratswilligen auf Anhieb (man denke hierbei nur – wie der Strunzerdäler auch selbst – an jene kleinen Leute, die bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ihre Unterschrift mit „drei Kreuzen“ leisteten). Grimme parodiert die – für Betroffene wohl gar nicht amüsante – Not des Brautexamens, weiß aber auch eine Lösung: Der Hochzeitstermin wird verschoben, und die Braut hilft dem künftigen Bräutigam Jochmen mit didaktischem Geschick beim Auswendiglernen der zentralen Glaubenswahrheiten (*Sprickeln un Spöne*: Det Briutexamen).

Beim Friggen (Freien) kommen gute Ratschläge nie zum Zuge. Der junge Kaplan rät einer Frau vergeblich von der Heirat eines verwitweten Schneiders ab. Auf alle Einwände weiß seine Gesprächspartnerin ein durchschlagendes Argument: „Me frigget doch auk geren!“ (*Galantryi-Waar’!*: Frigge-Liune) –

Für diese Geschichte ist, bezogen auf den Priester Johannes Cramer aus Grimmes Bekanntenkreis, ein Pendant überliefert worden (J. Sauer 1911, 40f; Bürger 2006, 436). – Auch die 61jährige Läne-Moihne läßt sich nach einer reichen Erbschaft nicht davon abbringen, den 23jährigen Michels Käsperken zu ehelichen. Als dieser alle ihre Habe versoffen hat, verbringt sie den Lebensabend bei ihrem geistlichen Onkel, einem ehemaligen Kanonikus aus Kloster Glindfeld (*Galantryi-Waar'!*: Läne-Moihne). – In diesem Stück wird beiläufig auf die Tanzpraxis des 18. Jahrhunderts angespielt: Läne-Moihne ist noch von der alten Sorte, und so wird auf ihrer Hochzeit nur „Minnewäi“ und „Twäitrit“ getanzt, kein Schottisch und keine Polka. – Für den mehrfachen Witwer Kasper, der sich in der Bibel bestens auskennt und viele kirchliche Dienste versieht, geht es an sich – wie er vorgibt – nicht ums Friggen. Er möchte nur so gerne das Sakrament noch einmal empfangen. Die junge Frau wird ihm, wie der Pastor es vorausgesehen hat, das Leben schwermachen (*Sprickeln un Spöne*: De fruamme Mann; Kasper no der Hochtyit). Auch der an sich sehr gut versorgte Hannodam will im Alter noch heiraten und weiß sich – durch opferbereite Ergebenheit – zu rechtfertigen: „... en örontlik Christenmenske mott ok ant Stiärwen denken un sik den Himmel verdainen in *ginner* Welt – diärümme niämm' ik myi en Kruize un well't driägen met Geduld.“ (*Spargitzen*: De Himmel well verdaint syin) Der einfältige Bastion verzichtet allerdings ganz aufs Friggen, weil seine Mutter gesagt hat, das wäre nicht nötig; Hankoierken ist tief enttäuscht, weil sich beim kirchlichen Aufgebot von der Kanzel kein anderer Mitbewerber an der „Versteigerung“ beteiligt (*Galantryi-Waar'!*: Friggen; Obgebuatt).

Ehemänner müssen, wie es bei Grimme scheint, einfallsreich sein. Förster Max hört von seiner Frau Tag für Tag nur laute Klagen. Ruhe kehrt erst ein, als er seiner Gattin mitten in der Nacht – hörbar für die ganze Nachbarschaft – ein Konzert auf dem Waldhorn vorbläst (*Spargitzen*: Gutt, bai en wenig Musyik verstäit). Thommes muß im Wirtshaus unter Beweis stellen, daß er nicht unter dem Pantoffel seiner Agathe steht. Deshalb erzählt er seiner Frau bei der Heimkehr, in der Kneipe habe man bezweifelt, daß ihre Namensgeberin Agatha eine Heilige sei. Er erhält nun von seiner Gattin unverzüglich alles Notwendige: den Schlüssel zur Truhe mit der Heiligenlegende (und dem Bargeld!) und unbefristeten Ausgang zur Aufklärung des unverzeihlichen Irrtums (*Spargitzen*: Mannshand is uawen). Der Lehrjunge, der das Hausmädchen mit Wasser besprenkelt, bekommt vom Meister Lob. Das Opfer, so scheint es, hat auf eine besondere Behandlung nur gewartet (*Sprickeln un Spöne*: Paulus Nr. 2). Die Perspektive ist in allen Schwänken eine „männliche“.

De Heer un syin Knecht

Großbäuerliches taucht bei Grimme bestenfalls am Rande auf. Zumal bei Schnapskumpaneien kann der Standesunterschied zwischen dem Bauern und seinem Knecht leicht aufgehoben werden (*Sprickeln un Spöne*: De Heer un syin Knecht). Ein kluger Bauer bittet den betagten Schweinehirten einfühlsam, seine

hohe Kunst an einen jungen Nachfolger weiterzugeben (*Spargitzen*: Jeder Stand hiät syine Würde). Der Schäfer verteidigt mit großer Vehemenz seinen uralten Hund als tauglichen Mitarbeiter, kommentiert andererseits jedoch den nahenden Tod seiner Frau mit einer Wendung aus der Schafszucht: „Ik gloiwe, et giet en Fell.“ (*Spargitzen*: Scheeper-Sprüche) Dem erst spät ins Haus zurückkehrenden Schweinehirten wird weisgemacht, die Katze habe seinen Pfannkuchen gefressen. Am anderen Morgen bleibt er im Bett liegen. Die Katze, so meint er, könne doch stellvertretend für ihn beim Dreschen helfen: „Hiät de Katte meynen Pannkauken friäten, dann kann sai ok füyär mik diäskan; ik hewwe auk Kopp“ (*Grain Tuig*: Alles bat Recht is). In einem Gasthof zu Soest will der Kutscher spätabends für kein Geld in der Welt noch einen vornehmen Gast, eine Dame, herumfahren. Nach vielerlei Zureden aller Leute im Haus findet erst der Hausknecht Merten die rechte „Logik“, die den Kutscher überzeugt: „... vy wellt us doch dai Sake mol vernünftig iutenäin-setten. Suih mol: Entweder, diu foierst: nit wohr? ... Oder, diu foierst nit: nit wohr? ... Oder: diu döst kaint van baiden – is et nit sau?“ Der Erfolg bleibt nicht aus: „Jösjoh, Meerten! Suih mol an! Dat is wohr ... Niu is my dat Dinges klor! Joh, niu well ik foiern. Wann emme doch sau 'ne Sake örntlik iutenandersatt weert!!“ (*Spargitzen*: Gutt iuttenäin gesatt) Der Gänsehirte von Altenhellefeld hat sich beim ausgedienten Arnsberger Postillion ein Posthorn gekauft. Als nun eines Tages ein Oberbaurat aus Berlin mit der Postkutsche im Dorf eintrifft, kommen alle Gänse herbei. Der Gänsehirte kann den Vorfall aufklären: „Heer Oberbauroth! ey motter't diän Dyrkes nit üwel niämmen – sai saiht ug füyär'n Gausehäiern an.“ (*Galantryi-Waar'*: 'ne füyärnehmen Gausehäiern) Nicht überall verrichten Leute ihren Stuhlgang schon auf einer besonderen Örtlichkeit. Ein Knecht geht dafür jeden Morgen einfach Richtung Stall, und so kann man ehrlicherweise behaupten, er suche das ganze Jahr den Lokus nicht auf (*Sprickeln un Spöne*: Niggemeer).

Ein Kleinknecht, Pate bei der Taufe des Sohns vom Großknecht, kann gut mit kleinen Kindern umgehen und weiß in der Tat die wichtigste Regel der entsprechenden Kunst: „Lotet mol gewehren! Me mott sau kleinen Blagen wat verhaiten.“ Er verspricht nun in der Kirche dem schreienden Täufling ein Holzpferdgespann [bzw. eine Peitsche in späteren Auflagen], und es hilft prompt (*Grain Tuig*: Kinnerdoipen).

Über die Herrschaft im Familienkreis – genauer: über das Vater-Sohn-Verhältnis – gibt eine Reihe kurzer Schwänke Auskunft. Der kleine Sohn will Kaufmann werden, doch der Vater weist ihm im „Rollenspiel“ nach, daß er dafür zu untalentierte ist und nun doch Bauer werden muß (*Galantryi-Waar'*: Tulänten). Bei diesem unsympathischen Stück denkt man auch an einen der „Sinnsprüche“ aus „*Grain Tuig*“: „Bat helper't Blage / No'm Monde te langen? / Batte nit krygen kannst, / Dat lot hangen.“ Ein anderer Sohn nimmt den Rat des Vaters, immer bescheiden zu sein, sehr ernst. Als der Pastor ihn einmal „Esel“ nennt, antwortet er: „Herr Pastauer! Bat ik nau nit sin, kann ik met der Hülpe Guaddes nau weeren.“ (*Grain Tuig*: Artig un beschäien) In einem Beispiel waltet ein weniger strenges Patriarchat. Der Sohn des Wunderdoktors Dettmer

von Heiminghausen bekennt seinem Vater, nie betrunken zu werden, und er nennt auch den Grund dafür: „Jä, Vaar! Ik kryge nix.“ (*Grain Tuig*: Ümmer nöchtern) Nach reichlichen Märchenerzählereien bezichtigt ein anderer Sohn seinen Vater des Lügens. Der aber empört sich: „... dat härr' ik myinem Vaaren seggen söllen, dann ...“ Der Sohn daraufhin: „Jä, yi sollt ok wual 'ne roren Vaaren hat hewwen!“ Das aber empört den Vater noch mehr: „Nixnutz! 'ne biättern [Vaar], ase diu! dat gloif awer ments! un diän sast diu myi doch nau nit schlecht maken!“ (*Spargitzen*: Vaar un Suhn [vgl. Reuter 1902 I, 279f: De Stadtreis']) Grimme selbst ist nach Zeugnis seiner Söhne im familiären Kreis kein strenger Patriarch gewesen. Sein „Gesicht, das zu Hause meist einen heitergemütlichen Ausdruck zeigte“, wurde erst „in dem Augenblick des Schulbeginns ernst“ (Hubert Grimme, zit.: Grimme-Welsch 1987, 12). Kleine Leute dürfen sich in den Grimmeschen Schwänken durch Kniffe durchaus einen Vorteil verschaffen. Einst schlug ein kleiner Schneider dem seligen „Brockhius te Ennerpe“ folgenden Handel vor: Er wolle eines seiner Ferkel mitnehmen und ihm dafür als Gegenleistung am Schlachttag die beiden Schinken ins Haus bringen. Die beiden – kleinen – Schinken hat er dann sogleich am anderen Morgen vorbeigebracht (*Galantryi-Waar'!*: Kniepe [zum „alten Brockhius“ vgl. Sauter 1911]).

Kleine Leute und Gebildete

Die kleinen Leute wissen sich auch gegenüber Gebildeten durchaus zu wehren. Auf ihrem Weg von Soest her treffen sauerländische Studenten einen Eseltreiber mit fünf Tieren. Einer von ihnen – „use Frönd Flammohr“ – fragt laut, wohin wohl die *sechs* Esel wollen. Er erhält zur Antwort: „Dat gäit den siewenden nixen an!“ (*Spargitzen*: Wahr dik fűr sülken [→ IX.4]) Der Strunzerdäler selbst (Grimme) will an einem Gründonnerstag am Bahnhof in Wennemen eine Frau mit Fleischkorb foppen. Die aber läßt sich das Wort nicht im Mund herumdrehen: „Heer, faxäiem Se emme det Miul nit!“ (*Grain Tuig*: Froge un Antwort) In „*Lank un twiäb düär't Land*“ (1885) erweist sich ein Knecht auf dem Feld sogar im Disput mit dem legendären Lügenpastor (→ Buchkapitel IV.6) als schlagfertig (Schwarte Diuwen → Buchkapitel IX.9). Die Botschaft solcher Geschichten ist eindeutig und richtet sich eben an den Gebildeten: „Hüte dich! Wenn du meinst, du könntest Leute aus dem einfachen Volk mit Leichtigkeit foppen, bist du falsch gewickelt. Am Ende stehst du dumm da!“ Solches wird man viel später ab 1919 in der „Vereinigung studierender Sauerländer“ wohl freudig aufgenommen haben (Tochtrop 1975, 9-25). Die jungen Akademiker waren 1921 ein Hauptmotor bei der Gründung des Sauerländer Heimatbundes. Sie verstanden Heimatbewegung konsequent als eine „im Volk verwurzelte“ Bewegung. Entsprechend wird auch Grimme in einem Beitrag für die „Trutznachtigall“ charakterisiert: Er ist „Akademiker“, ein „Mann von Bildung“ und „von Stellung“. Doch Grimme hatte vor allem jene „wertvollere Bildung des Herzens“, die viele Gebildete nicht haben, und er war „Sauerländer, d.h. Glied, volles, lebendiges, fühlendes Glied seines

Heimatvolkes“, was auch „sein fern von jedem >Kastentum< liegender freundschaftlicher und geselliger Verkehr“ zeige (Trutznachtigall-Festschrift 1927, 265f). Indessen zeugen Grimmes Mundartschwänke ja auch davon, daß es eine Überheblichkeit von Studierten gegenüber einfachen Vertretern des „Heimatvolkes“ durchaus geben konnte. Entscheidend ist natürlich, daß in ihnen jenseits der Bildungsschranken plattdeutsch miteinander gesprochen wird. Schon beim märkischen Sprachforscher F. L. Woeste findet man die bezeichnende Sentenz: „Dat es en dütsken Mensken (sagt der Bauer von dem Gebildeten, der auf des Bauers Weise und in dessen Sprache mit ihm verkehrt).“ (Woeste 1848, 83)

Der Themenkreis wird an anderer Stelle weiterverfolgt. Dem Tierarzt, der dem kranken Schwein ein Pülverchen verabreicht hat, weiß der Großvater des Hofes gut zu antworten, nachdem bald darauf der Tod des vierbeinigen Patienten gemeldet wird: „Joh, Heer Dokter! op uge Woort is Verloot: diäm Dyr heww’ yi gau hulpen.“ (*Galantryi-Waar’!*: Fixe Hülpe) Gegenüber der modernen Medizin gibt es überhaupt Vorbehalte. Seit man Husten „rheumatisch-katarrhalisches Fieber“ nennt und nicht mehr mit dem althergebrachten Tee (sondern mit der halben Apotheke) kuriert, dauert er drei Wochen statt drei Tage (*Spargitzen*: Sau de Name, sau det Kind). Hochschätzung folgt dem Heilerfolg, nicht dem akademischen Grad. So erzählt Grimme eine überlieferte Geschichte über den beliebten Doktor Käse zu Eslohe, der nach 1820 Kreischirurges war und Grimmes eigenem Vater einmal das Leben gerettet hat. Ein benachbarter Arzt mit großem Testimonium und Siegel kann diesem Mediziner ohne Diplom in Wirklichkeit nicht das Wasser reichen: „Prohlen is kain Geld.“ (*Grain Tuig*: En Stücksken van twäi Dokters)

Die Obrigkeit: Wenn’s die Herren wollen, brennt selbst der Schnee

Grimme war, so meint Magdalene Padberg, „wohl ein ganz unpolitischer Mensch, ein frommer Katholik, der Autoritäten anerkannte.“ (Westfälische Dichterstraßen II, 39f) Nur wenn der preußische Staat den katholischen Priestern nachsetzt, wird in seiner Sauerlandschrift die Mißbilligung deutlich: Das einfache Volk sorgt dafür, daß die Prozessionen dennoch stattfinden (Grimme 1983, 567f). Als lächerlich erscheinen preußische Polizeidiener, die verkleideten Sternsingern wie Bettlern nachjagen, weil „selbst der Schnee brennt, wenn’s die Herren haben wollen“ (ebd., 587f). Der Ausspruch geht zurück auf eine in derselben Schrift erzählte Anekdote über einen Arnsberger Holzhauer, dem ein preußischer Forstinspektor das Feuermachen im Wald bei tiefem Schnee (!) u.a. aus Sicherheitsgründen verboten hatte. Aber: „Wann’t de Heerens hewwen wellt, dann brinnt ok der Schnai.“ (ebd., 584f) Wirklich Aufrührerisches hätte beinahe eine Rezeption der Grimmeschen Schwänke durch den sauerländischen Adligen Graf Clemens August von Westfalen (1805-1885) bewirkt. „Um den König vor Bismarcks Politik zu warnen, hatte der Graf, Mitglied des Preußischen Herrenhauses, einem früheren Redeentwurf Grimmes Zweizeiler aus >*Grain Tuig*< vorangestellt, dann aber doch wieder gestrichen: >*Kerel*<,”

saggte ginne Frau tau ginnem Mann, >diu bist en Isel – ik mott et dy düär de Blaume seggen, süß verstäist 'et nit.<“ (Westfälische Dichterstraßen II, 45; vgl. Bürger 2006, 35)

Doch in den plattdeutschen Schwänken selbst ist Kritisches über staatliche Autoritäten nicht zu finden. Es gibt lediglich eine einzelne ironische Anspielung. Einem neuen Regierungsgesetz zufolge sollen sich alle Ortsvorsteher einen Bart wachsen lassen, um mehr Respekt einflößen zu können (*Spargitzen*: De Ortsvorsteher un syin Boort). – Vielleicht enthält dieses Stück einen Funken Selbstironie. Als junger Lehrer hatte Grimme selbst sich nämlich seinen geliebten Bart abrasieren müssen; möglicherweise erinnerten sich die preußischen Behören noch immer an den subversiven Bartwuchs von Demokraten und „Demagogen“. – Militärisches kann, wie wir noch sehen werden, im Rahmen der Schwankprosa durchaus Anlaß zur Belustigung sein. Die später auch bei Peter Sömer (→Buchkapitel VII.2) fortdauernde Reserviertheit gegenüber dem kriegslüsternen Preußentum gehört im katholischen Sauerland gleichsam noch zur „Volkstümlichkeit“.

Zwei Prosastücke zeigen für die verflossene Zeit des geistlich regierten – katholischen – Gemeinwesens einen leutseligen Umgang der Obrigkeit mit den Untertanen. Der kleine Küster von Calle, so bezeugt „enne wohre Geschichte“, kann gegenüber dem Kölner Erzbischof und Kurfürsten auch dort unbefangen sein Anliegen vortragen, wo dessen herrschaftliche Identität offen zutage tritt. Der Fürst besorgt anschließend dem betagten Kirchendiener eine leichtere Stelle in Grevenstein (*Grain Tuig*: De Köster un de Kurfürste). Der Paderborner Bischof und Fürst Wilhelm Anton († 1782) hat eine wesentlich schwierigere Aufgabe zu lösen. Kathryn heiratet, nachdem ihr Hanricks nicht aus dem Rußlandkrieg zurückgekehrt ist, mit gerichtlicher Genehmigung den wackeren Dirk. Nun kommt aber eines Tages der für tot erklärte Hanricks doch aus Sibirien zurück auf seinen Hof. Alle drei Beteiligten sind ratlos. Kathryn weiß, wer helfen kann: „Un biu't niu weren sall, dofüär is use Bischof un Fürste do. Un sau droh', ase de Dage drüggelt, goh' ik no'm Schluatte no Willem Antun, do kamme Plattduits met redäiern, dai wäit 't un sall entschäien, biämm' ik taukumme van ug beiden.“ Der Fürstbischof zeigt viel Verständnis, auch wenn Kathryn ihm keine Zustimmung zu einer Dreier-Ehe entlocken kann. (*Spargitzen*: Twäi füyär äinen) Die einfachen Leute werden im geistlichen Patriarchat ernstgenommen. Grimme zeichnet rückblickend ein ideales Bild der alten katholischen Obrigkeit. Dazu gibt es Entsprechungen auch in seinen hochdeutschen Erzählungen (Grimme 1983, 278-315: *Der Kurfürst in duplo*) und in Joseph Papes plattdeutscher Novelle „Et läste Hexengerichte“, die einer älteren hochdeutschen Vorlage folgt (*Iut'm Siuerlanne* 1878, → VI.6). Bezeichnend für die idealisierende „katholische Tendenz“ ist der Umstand, daß die folgende Passage aus der Erstauflage der Grimme-Schrift „Das Sauerland und seine Bewohner“ (1866) in der erweiterten Ausgabe von 1886 ganz entfällt: „... bequeme Straßen durchkreuzen heutzutage das kleine Ländchen, und die Zeiten sind vorbei, wo, so oft der Kölner Kurfürst dasselbe bereiste, ganze

Ortschaften aufgeboten werden mußten, um mit Tier- und Menschenkraft, mit Hebeln und Winden, mit Schaufeln und Hacken seinem Wagen Passage zu machen.“ (zit. F.W. Grimme 1927a, 37)

Pastauers un Poters

Die Darstellung von Pastoren und Ordensleuten gerät noch leutseliger. Dabei wird Trinkfreudigkeit – anders als z.B. im Werk des 1843 geborenen Südmünsterländers Ferdinand Krüger (Foerste 1987, 49f) – den Geistlichen nicht als moralisches Vergehen angekreidet. Die Bettelmönche können aber manchmal lästig werden. Der selige Herr von Fürstenberg auf der Adolfsburg bei Oberhundem läßt sich zum Beispiel bei einem Kapuzinerpater verleugnen, der zu häufig vorstellig wird. Die Versuche, den Gast zu vergraulen, scheitern jedoch an dessen genügsamer Lebenskunst (*Sprickeln un Spöne*: Bai sik te helpen wäit). In seiner Sauerlandschrift zählt Grimme den adeligen Akteur aus diesem Schwank zu den „frömmsten, jovialsten und populärsten Edelherren..., die je im Sauerlande gewaltet“ (Grimme 1983, 547). Mit List erschleicht sich an anderer Stelle der Bruder Patricius von Klosterbrunnen von einer Hausfrau statt der üblichen jährlichen Jahresabgabe die doppelte Schinkenanzahl. Der Schalk dieses Gauners erscheint im Licht eines zitierten Sprichworts allerdings nicht so ganz als astrein: „Papen Begierlichkeit un Guaddes Barmhärzigkeit wahrt in Aeiwigkeit, Amen!“ (*Galantryi-Waar'!*: Twäi Hansken un twäi Schinken) Ein anderer Pfaffenstreich gehört zu den Grimme-Stücken, die namentlich den Dichter Ferdinand Freiligrath amüsiert haben (→Buchkapitel IV.11): Etwa um 1810 will sich der Pater Augustinus beim Weltgeistlichen Lambertus an Braten und Wein laben. Der aber nimmt den ungebetenen Besucher kurzerhand mit zum Nachbarpfarrer Bernhardus, dessen Weinkeller man nach ausführlichen Schmausereien noch zu nächtlicher Zeit zu öffnen weiß. Die Haushälterin wird nämlich mit Hochzeitstalern aus der Tasche des schlafenden Hausherrn bezahlt (*Grain Tuig*: Fäär fiftig Johren). Die Geistlichkeit ist untereinander offenbar sehr zum Necken aufgelegt. Einem jungen Konfrater wird bei einer Zusammenkunft das vermeintlich 300 Jahre alte Porträt eines lutherischen Predigers gezeigt, der am Ort einst die rechtgläubigen Katholiken verfolgt hat. Der junge Betrachter ereifert sich über die böartigen Züge des Porträtierten, bis ihm mitgeteilt wird, daß der Dargestellte in Wirklichkeit der gastgebende Pfarrer ist (*Galantryi-Waar'!*: En Patrett). Diese Geschichte, so enthüllt ein Büchlein von 1911, ist in Wirklichkeit ein ausgeführter Lügenstreich von Grimmes Priesterfreund „Heck“ (Sauer 1911). Diesem hat der Strunzerdäler ein eigenes plattdeutsches Episodenbuch gewidmet (→Buchkapitel IV.6).

In Funktionen der unteren Schulaufsicht zeigt ein Vikar Abneigung gegen allzu große Liberalität. Nach Klage eines Vaters muß er einen Fall von Prügelstrafe amtlich untersuchen. Indem er die Härte der Ohrfeige, die der Magister einem Jungen verabreicht hat, ganz praktisch ermittelt, kommt der Beschwerdefall schnell zur Erledigung (*Galantryi-Waar'!*: De Unnersaikung). Die am weitesten zurückreichende Priestergestalt in Grimmes Schwänken ist der gewiefte

„Gehannes van Duinskede“, von dem noch unter der Überschrift „Alte Schwanktraditionen“ zu sprechen sein wird.

Die Sonntagspredigt soll zu Herzen gehen. Einmal ist im Gottesdienst die ganze Gemeinde zu Tränen gerührt. Ein Mann erklärt auf Anfrage, warum er als einziger keine feuchten Augen hat: „Ik wüßte nit, b'rümme; ik sin iut 'me anderen Kiäspel [Kirchspiel].“ In einem anderen Fall ist es ein Mädchen vom Ort, das als einzige bei der Bekanntgabe der Versetzung des Pastors keine Träne vergießt. Das Nägge-Läineken will ihrem Freier von dieser Unerhörtheit erzählen: „... villichte bedenket hai sik un lärr't laupen un niemet en örtlik Menske, bat Gefaihl hiät ase ik.“ (*Grain Tuig*: En stäinern Hiärte; Van derselwen Sorte) Bei einer Taufe mit zwölf Paten im Kirchspiel Schönholthausen schlichtet der Pastor den Namensstreit, indem er den Tagesheiligen Nikodemus wählt. Der Vater des Täuflings will dies nach biblischer Erläuterung des Namens nicht hinnehmen. Ehrliche Leute kommen, anders als der nächtliche Jesus-Besucher Nikodemus, bei Tage ins Haus (*Spargitzen*: Vamme Kinnerdoipen).

Die an kirchlichen Diensten beteiligten Laien weisen mancherlei Sonderheiten auf. In einem Dorf, in dem der alte lateinische Chorgesang noch nicht abgeschafft worden ist, prahlt einer der Chorsänger im Beisein junger Studenten mit seinen – äußerst kreativen – Übersetzungskünsten. Im Selbststudium hat er sich die sakrale Sprache angeeignet und kann deshalb – angeblich – auf die hochdeutsche Psalmenlektüre verzichten (*Sprickeln un Spöne*: De latyinske Kauersänger). Magdalene Padberg kommentiert: „Noch feierte man lateinische Hochämter, in denen *Kauersänger* antworten mußten, die nicht die Sprache, meist auch nicht die Noten beherrschten und sich bei Grimme doch pffiffig aus der Affäre ziehen.“ (Westfälische Dichterstraßen II, 40) Speziell der Küster von Elpe ist dafür bekannt, daß er sich bei unbekannten, zu hohen oder gar fehlenden Noten im Gesangbuch stets zu helfen weiß (*Grain Tuig*: De Köster imme Lätter). Nach guten Worten über die Predigt des Pfarrers will auch der Küster ein Lob ergattern (*Spargitzen*: Diskurs no der Versper). „Sterben ist mein Gewinn“, predigt der Pfarrer, und der Küster weiß als Beerdigungsdienstleister, daß es ihm auch nicht zum Schaden gereicht (*Spargitzen*: En stump Vertelleken). Ein solches Stückchen muß auch vor dem Hintergrund der Biographie des Dichters gelesen werden. Als Küstersohn und Ministrant war Grimme mit dem bei frommen Diensten anfallenden materiellen Segen vertraut (Grimme 1983, 194, 199; Bürger 2006, 210f, 573).

Angesichts eines neuen Vormarsches der lateinischen Sakralsprache im katholischen Bereich gewinnen übrigens einige Grimme-Schwänke wieder an Aktualität. Aus der Grafschaft Mark ist auch ein passendes Sprichwort zur Heilsbedeutung des Lateins überliefert worden: „Uese Hiärguot verlätt kainen Dütsken, – wann he men en bietken Latin verstet.“ (Woeste 1848, 67)



Schrudde: Feldprozession

Frömmigkeit und Aberglauben

Manchmal mäßigt Grimme den Humor, um von „echter Tugend“ und Frömmigkeit erzählen zu können. Der Geschichte vom festen Vertrauen des Jägers Franziskus in einen „laiwen Heeren“ im Himmel und von seinem gottseligen Sterben ist eine Vorbemerkung beigelegt, die etwas nach Rechtfertigung klingt: „En wennig eerensthaft, awer 'ne wohre Geschichte“ (*Grain Tuig: De Jägger Franziskes un syn Enne*; vgl. zum „guten Sterben“ auch in *Lank un twiäb düär't Land: Starker Tobak*). Als einen der Hintergründe dieses Mundartstückes muß man vermutlich eine auch im Sauerland früher sehr verbreitete Sagentradition in Betracht ziehen: Der „ewige Jäger“, sonst auch als der heidnische Wodan verstanden, stellt die Jagd über alles andere, zumal über den Gottesdienst, und findet nach seinem Tode – ähnlich wie der „Ewige Jude“ – keine Ruhe (Firmenich I, 344 [Erwitte]; *Kuhn* I, 115 und II, 6, 10f, 14, 32, 114; Sartori 1922/1980, 62; Groeteken 1926/1983, 52, 68, 98, 130, 141-143). Bei Grimme – und später wieder in Peter Sömers Mundartgedicht „Op de Jagd“ (→Buchkapitel VII.2) – begegnet uns das Gegenbild, eben der fromme Jäger.

Fast schon bigott ist die Auslegung eines plattdeutschen Tanzreims der Kinder über den Rosenkranz (*Spargitzen: Fierdagspriäcke op ne ollen Sprük*). Das Thema wird erneut aufgegriffen. Ein frommer Schäfer hat sein „Betgeschirr“, den Rosenkranz, auf einer Wiese verloren und findet es nach einem Gebet zum heiligen Antonius tatsächlich wieder (*Spargitzen: De fruumme Scheeper*). Ein kurzes Stück gibt Kunde von einem alten Jäger, den ein lahmer Hund begleitet und der als treuseligter Christenmensch kein Jägerlatein kennt.

Offenherzig gibt er jeden danebengegangenen Schuß zu (*Galantryi-Waar'!*: 'ne ehrliken Jäger).

Auf einem sehr einsamen Einhof „genten in der Holthamersecke“ kommt höchstens einmal im Jahr der Küster vorbei, um seine Ostereier abzuholen. Das Kapellchen auf dem Gehöft ist schon seit einem halben Jahrhundert „ohne fromme Verdienste“ und dient im Winter z.B. der Flachs-röstung. Das Leben der Bewohner folgt keinem allzu strengen Kalender. Einmal kommt der Frau des Hauses beim Ausmisten im Dezember ein schrecklicher Gedanke. Sie ruft dem Knecht zu: „Giärke! / Styig' op de Biärke, / Suih tau un miärke: / Is Christdag, / Oder Mistdag?“ Der Knecht sieht nun vom Birkenbaum aus, wie überall Leute fein gekleidet auf dem fernen Kirchpfad gehen. Sogleich bitten die abgelegenen Bauern Gott um Vergebung, tragen den Mist zurück in den Stall und machen sich fertig für den weihnachtlichen Kirchgang (*Galantryi-Waar'!*: Van der allen Welt). Zu diesem Schwank gibt es übrigens wieder einen sauerländischen Sagenbezug, nämlich die Mißachtung des Weihnachtsfestes durch den gottlosen Gutsbesitzer Hilercus unweit von Olpe, der einst seinem Gesinde zugerufen haben soll: „Christtag ist Misttag“ (Groeteken 1926/1983, 72).

Die Verbreitung von Aberglauben, die um 1800 und in der Kinderzeit des Dichters in der Region noch sehr allgemein war, gehört Grimmes Schrift „Das Sauerland und seine Bewohner“ zufolge angeblich der Vergangenheit an (Grimme 1983, 590; Bürger 2006, 379-382, 574-576). In seinen Schwänken wird der diesbezügliche Themenkreis mit heiterer Aufklärung behandelt. Im Wirtshaus von Wenholthausen klärt sich ein nächtlicher Spuk durch die Berichte von zwei Beteiligten nach und nach als ganz natürliches Phänomen auf (*Galantryi-Waar'!*: En Spauk). Ein Scharlatan, der sich als göttlich bevollmächtigter Heiler, Hellseher und Seelenvermittler betätigt, kann den Leichtgläubigen genügend Taler für einen ganzen Hausbau aus der Tasche ziehen. Die Geschichte ist in Zeiten des neoliberalen, am Profit ausgerichteten Esoterik-Marketings unvermindert aktuell. Sie zeigt detailliert die Vorgehensweise des Betrügers und seines Komplizen auf. Ihre Mitteilung soll den Lesern – „absonders genten in der Holthamers-Ecke“ – nützlich sein (*Galantryi-Waar'!*: Gäisterhiärmen).

Trefflich und ohne solche pädagogische Absichten erzählt Grimme die Geschichte von einem lahmen Schneider unweit von Tollen-Landenbeck. Dieser geheimnisvolle Mann ist das ganze Jahr hindurch spindeldürr, aber in der Fastenzeit dick und fett. Er verhext alle Hähne im Dorf, so daß die Tiere – in Leutegutversen – Verräterisches über ihre jeweiligen Besitzer zum Besten geben. Alle Teufelshähne werden deshalb von den Hausherrn selbst getötet und liegen dann vor deren Häusern auf der Miste. Am anderen Morgen sind sie spurlos verschwunden. Der Gewährsmann aber hat den lahmen Schneider mit einem dicken Sack durchs Dorf gehen sehen (*Grain Tuig*: De lahme Schneider [→Buchkapitel IX.7]). Dieser phantasievolle Spuk, bei dem man sich augenzwinkernd an Edgar Allan Poe (1809-1849) erinnern könnte, fällt deutlich aus dem Rahmen der anderen Mundartschwänke.

Habenichtse und Außenseiter

In der Darstellung von Habenichtsen und Außenseitern legt Grimme unterschiedliche Grundhaltungen an den Tag. Von einem alten Mann, der in seiner Jugend sechs Wochen im Waldeckischen als Lehrer gewirkt und offenbar im Leben keinen Fuß gefaßt hat, erzählt eine kleine Skizze ohne jede Pointe. Um den Schnapskonsum zu finanzieren, möchte er dem Lehrer am Ort sein Klavier für nur zwei Taler verkaufen. Zuletzt soll er das Instrument in einem kalten Winter zum Heizen verstoxt haben (*Galantryi-Waar'!*: En schoin Instrumänte). Zur untersten sozialen Schicht gehören die sogenannten Kötten (fahrendes Volk, „Zigeuner“), deren eigentümliche Hochzeitsgebräuche Grimme in „Das Sauerland und seine Bewohner“ (Grimme 1983, 564f) und einem seiner gelungensten Mundartschwänke aufgreift. Dreimal springt man über einen Besen und tauscht die Stöcke aus: „Kitelläppers Sun / Kritt Scheerenschleypers Tochter, / Dann danze vey op der Hochteyt – / Häißa fidum!“ [vgl. auch Pape 1878, 75] Hirsengrittchen und Piärre-Hinnerk leben seit einer solchen Zeremonie schon siebzehn Jahre miteinander, haben eine Reihe von Blagen, ziehen als Kesselflicker oder Körbebinder durchs Sauerland und nächtigen in alten Scheunen und Backhäuschen. Zuletzt werden sie abseits eines Dörfchens „in der Wolfskuhle“ seßhaft (vielleicht ist die „Wolfskuhle“ nahe Wenholthausen gemeint; ein Teil der Geschichte erinnert aber auch an eine Überlieferung aus der Freiheit Hagen für die Zeit vor 1816 [Schmidt 1975, 261; Fickeltünnes e.V. 2006, 402]). Das vergnügliche, mitunter sehr laute Leben in ihrem Häuschen („Backes“) ist Anlaß für eine Intervention der Dorfbewohner und einen Besuch des Pastors. Der einfühlsame Seelsorger erfährt im Gespräch, daß die Eltern im kirchlichen und polizeilichen Sinn gar nicht verheiratet sind. Er läßt die beiden für einen heimlichen Nachvollzug des kirchlichen Segens zu sich ein. Nach dieser zweiten Hochzeit, so nehmen sich die Brautleute vor, sollen natürlich auch Igel-Braten und Schnaps auf den Tisch kommen (*Galantryi-Waar'!*: Kötten-Hochtyit).

Der Besenbinder und Korbflechter Hännens Spiggewitt schneidet sich auf dem Kamp des Bauern Schulte reichlich von den Weiden ab. Er bittet, bei diesem Diebstahl ertappt, fußfällig um Pardon: „Niämmet en Insaihn! saiht, ik sin 'ne armen Keerel – awer me well doch geren op ehrlike Wyise syin Braud verdainen.“ (*Sprickeln un Spöne*: Ehrlikeit) Hier kann man im Unterton noch Sympathie heraushören, denn der „Köttenkerel“ sorgt ja wirklich mit seiner eigenen Hände Arbeit für das tägliche Auskommen, und „Forstfrevel“ galt bei vielen kleinen Leuten im Sauerland fast als Gewohnheitsrecht (Michels 1988, Selter 2006). Den gemeinen Dieb jedoch, der sich mit Unschuldsmiene wiederholt in den Häusern fleißiger Leute bedient, muß man stellen und – auf Nimmerwiedersehen – ins Briloner Zuchthaus abführen lassen (*Spargitzen*: Schnapphännens). Allerdings bringt Grimme gleich im Anschluß daran auch das Stück „Schnapphännens im syidenen Haue“, in dem sich ein Akademiker an der Garderobe als Hutdieb betätigt. Von einem „Köttenkerel“, der nach Gewährung

einer Übernachtung beim Nachbarn die Laken geklaut hat, wird in „*Grain Tuig*“ berichtet (Det Moierken imme Postwagen).

Judenfeindlichkeit und katholisches Leuteleben

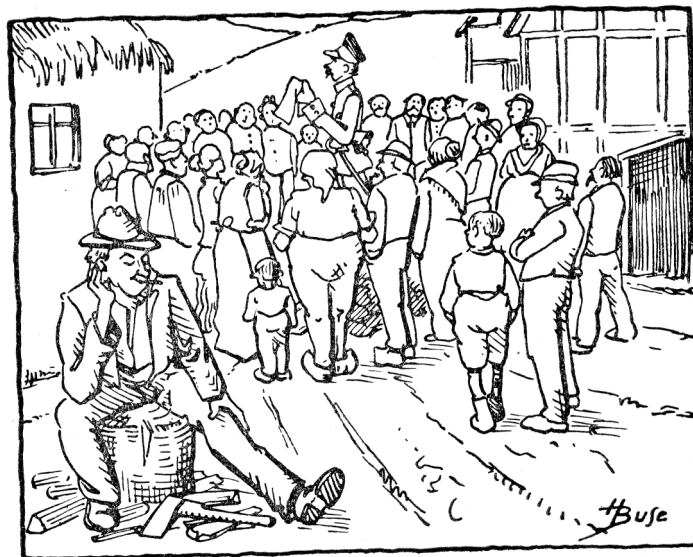
Wo in den plattdeutschen Schwänken des Katholiken Friedrich Wilhelm Grimme von Juden die Rede ist, sind negative Stereotypen, Leserbelustigung auf Kosten der jüdischen Minderheit und Schlimmeres nicht zu übersehen. [...]

Zu diesem Kapitel liegt inzwischen ein neuer Forschungsstand vor. Meine abgeschlossene Studie „>Juden< als Thema in der sauerländischen Mundartliteratur bis 1918“ enthält alle Ergebnisse; sie erscheint September 2012 im nächsten Band unserer Buchreihe:

Peter Bürger:

Liäwensläup.

Fortschreibung der sauerländischen
Mundartliteraturgeschichte bis zum Ende des ersten Weltkrieges
[voraussichtlich ab Mitte September 2012 bestellbar]



Soldatentum und Krieg

In einer Darstellung zur Kriegsideologie in der westfälischen Mundartdichtung (Weber 1991, 62-65) wäre Grimme angesichts des Gesamtbefundes sehr differenziert zu würdigen. Für die hessisch-darmstädtische Zeit des kölnischen Sauerlandes berichtet er in seiner Schrift „Das Sauerland und seine Bewohner“ von großen Vorbehalten gegenüber den protestantischen und obendrein Hochdeutsch sprechenden Beamten aus Hessen. Er ergänzt: „Wache stehen und Gewehrpräsentieren in Darmstadt und Rockeburg ging unseren sauerländischen

Söhnen ebenfalls schwer ein – die befohlene >freiwillige< Landwehr bot in ihren Übungen, z.B. auf dem Bigger Bruche, mehr Komik als strammes Exercitium. Bei Aushebungen, für Frieden wie für Krieg, war die Desertion massenhaft, und manche militärpflichtige Jünglinge hielten sich monden- und jahrelang auf Heuböden und in Scheunen, ja, wenn es sein mußte, in ausgetrockneten Kalkgruben versteckt.“ (Grimme 1983, 511; vgl. auch Fickeltünnes e.V. 2006, 153-166) In dieser Zeit siedelt Grimme einen seiner Mundartschwänke an. Das Exerzieren scheitert schon am Kommando „rechts-links“ und bewirkt bei den Mädchen des Dorfes nur Kopfschütteln statt Bewunderung: „... Katterlysebettken kam auk in de Düähr un raip: >O Heer! Is dai Menske niu ganz unwys woren?<“ Das lange Stück bringt das Soldatentum in Verbindung mit reichlichem Alkoholmißbrauch und kann als äußerst gelungene Humoreske wider den Militarismus gelesen werden (*Grain Tuig: De Landwiähr*). In der gleichen Abteilung hat ebenfalls die Geschichte eines Soldaten Aufnahme gefunden, der aus dem Krieg schlecht besoldet und ausgehungert ins Sauerland zurückkehrt. Auf der Durchreise durch Eslohe verschafft er sich durch simulierte Schwerhörigkeit eine Einladung an den reichlich gedeckten Mittagstisch des dortigen Wirtes (*Grain Tuig: De bloie Saldote* [→ Buchkapitel IX.6]). Dieses Stück hat Grimme auch in einer hochdeutschen Version verarbeitet (F. W. Grimme 1887a). Einen bedürftigen Kriegsveteranen, der bei Hessen und Franzosen gedient hat, beauftragen die Heinsberger mit der Beschaffung eines Kuckucks (*Grain Tuig: Dat elfte Blaat*).

Viel militärfreundlicher fällt das noch vorzustellende plattdeutsche Bühnenstück „*De Musterung*“ (1862) aus (→ Buchkapitel IV.5). Wenn Grimme hier auch nicht selbst dem von ihm verabscheuten „Patriotismus mit dem Maule“ (Grimme 1983, 85) verfällt, so ist der Tenor des Stücks doch eindeutig rekrutierungsfreundlich. „Noch größer als bei den Hessen wurden im preußischen Staat Militärpflicht und Soldatentum ... geschrieben.“ (Theo Hundt 1980, 8) Zumindest bei „Nichtsnutzen“ aus der Unterschicht, so scheint es im Grimme-Theater, soll man „Drückebergerei“ nicht akzeptieren.

In der Schwankprosa werden Bedenken hinsichtlich des Militärlebens an einer einzelnen Stelle beschwichtigt: Die Schultske hat als Soldatenmutter Sorge, daß ihr Sohn beim Militär nicht die richtige Ernährung erhält. Der Vikar erzählt ihr aber von einem Düsseldorfer Husaren, der auch nie in der Mensa essen wollte und sich am Ende totgeschossen hat. Da will sie nun doch lieber, daß ihr Zögling an der ganz normalen Verpflegung teilnimmt (*Spargitzen: Näi, dann nit!*).

Nach dem „graute Kryige Anno säßunsästig“ findet Grimme im Eingangsgedicht zur Sammlung „*Galantryi-Waar’!*“ (1867) dann allerdings kein gutes Wort für das Treiben mit Waffen: „De ganze Welt makete en lank Gesichte, / Kein Menske mehr was syines Liäwens frauh ... / Niu awer is Friede – Guatt Luaf un Dank!“ Den Lesern war „füär Kryig un füär Schrecken vergohn dat Lachen“. Damit soll nun Schluß sein. Der vierte Sohn des „Anti-Preußen“ Clemens August Graf von Westphalen auf Schloß Laer bei Meschede hatte

übrigens als Offizier – mit Wissen des Vaters – den Waffengang gegen Österreich verweigert (Richter 1981, 121). Daß man in Grimmes plattdeutschen Büchern keine militärischen Heldengestalten findet, weist auf Distanz hin. Zur zuverlässigen Beurteilung des Befundes müßte jedoch ein noch ausstehender Vergleich mit hochdeutschen Grimme-Texten durchgeführt werden (z.B. „Soldatenlieder“ und „Kleine Bilder aus dem großen Krieg“, erschienen im „Katholischen Volkskalender für das Jahr des alten und neuen Heils“ 1867). Konnte der Strunzerdäler überhaupt deutlicher werden? Unzensierte Kritik an der brutalen „Menskenschinnerie“ und „Menskenquiälerie“ im preußischen Militär wird ein westfälischer Mundartautor wie der gebürtige Soester Eduard Raabe (1851-1929) erst zur Zeit der Weimarer Republik veröffentlichen (Raabe 1921). Aber in Humor verpackten westfälischen Antimilitarismus gab es freilich schon früher. Zwischen den deutschen Einigungskriegen und dem Deutsch-Dänischen Krieg 1864 heißt es in einem Münsterschen Mundartgedicht von Ferdinand Zumbroock: „Jann! ... / Du häst doch kin Soldaoten-Hiärt, / Es de erste Kuegel quamm / Gaffst du di ant laupen an:“ Der so Angesprochene antwortet: „... Biätter is’t, se sägget Jann is bange, / Es dat se sägget: Jann is daud!“ (zit. Weber 1991, 63f.)

Die Schlacht von Königgrätz, die 1866 mit einem Sieg des protestantischen Preußen über das katholische Österreich endete, wählt Grimme auch als Thema für ein Mundartstück, das zu den Erweiterungen seines ersten Schwankbandes gehört: Knecht Michel fährt den Vikar mit dem Pferdegespann nach Werl und erzählt ihm unterwegs seine gesammelten Kriegserlebnisse. Man könnte bei Michel geradewegs an einen frühen Vorläufer des durch das Hollywood-Kino bekanntgewordenen „Forrest Gump“ denken, der im Rahmen des US-amerikanischen Rekrutierungsprogramms für Männer mit niedrigem Intelligenzquotienten in Vietnam seine „Erfahrungen“ gesammelt hat (Bürger 2005c, 260-263, 272f). Hier wie da schildern Soldaten mit Intelligenzdefiziten das Kriegsgeschehen in zuvor unbekannten fernen Ländern aus einer ganz „unschuldigen“ Perspektive (*Sprickeln un Spöne: De graute Schlacht byi Küniggrätz*). Dieses Stück ist vermutlich, wie viele Grimme-Schwänke, nicht rein fiktiv. Tatsächlich liegt z.B. der Augenzeugenbericht eines sauerländischen Landwirtes über die Schlacht von Königgrätz in schriftlicher Form vor (Bruns 2006, 139).



Reisen in die Welt

Überhaupt ist Grimme mit seiner Erzählkunst überzeugend, wenn er die Gestalten seiner Mundartschwänke auf Reisen schickt. Nach Ansicht eines Dorfschullehrers aus Schönholthausen ist es für die Schüler allerdings vollkommen hinreichend, wenn sie den Himmelsrichtungen die wichtigsten Orte des umliegenden Sauerlandes zuordnen können. Weiter werden sie in ihrem Leben wohl kaum reisen (*Spargitzen*: Geographie). Johannes Straßenpflaster ist mal von Arnsberg nach Rumbeck gereist. Seitdem will er nie wieder in die „weite Welt“ (*Spargitzen*: Johannes Strootenplooster).

Ein sauerländischer Lateinschüler in Münster, der auf geistlich studieren will, reist nach Hause, um hinter Mutters Schmalztopf Ostern zu feiern. In Hamm steigt ein redseliges „Moierken“ aus Beckum bei Balve ein, die vor Gericht gegen einen diebischen Pfannenflicker aussagen mußte. Sie reist das erste Mal mit der Postkutsche und hat z.B. in ihrem ganzen Leben noch nie Wein getrunken. Sie hat zuvor auch noch nie „Damen“ gesehen, weiß aber, daß diese „liuter Hauduits kuiern“. Daß eine Dame im Postwagen ihr Kind mit fürsorglichen „Fisematenten“ beruhigt, findet sie unangemessen. Sie selbst hat

ihre Kleinen früher einfach schreien lassen, und das soll wohl als das „Normale“ erscheinen! Auf den Poststationen hat man ihrer Ansicht nach Anspruch auf ein „gut katholisches Öfchen“. Über die einzelnen Reise-Etappen bildet sie sich ein eigenes Urteil. Werl ist zum Beispiel ein schmutziges Dingen, hat aber – als Wallfahrtsort – eine gute Muttergottes. Menden ist ein langes Ding mit vielen Juden darin. Das einfache, fromme und plattdeutsche „Moierken“ wird uns aus der Erzählerperspektive eines sauerländischen Geistlichen als liebenswürdige Zeugin wider vornehme Art geschildert. Das „kuiervulle“ Mütterchen selbst kommt in der wiedergegebenen Jugenderinnerung dieses Priesters ausgiebig zu Wort: „Sai kürte un kürte – ik harr meyn Plasäier drane un helt iär fleytig det Woort“. Dieses sehr häufig gelobte Prosastück lebt ganz aus der Leutesprache und verteidigt – man muß es wohl so formulieren – bornierte „Volksart“ (*Grain Tuig: Det Moierken imme Postwagen*). Der Verweis auf die dem sauerländischen Mütterchen zuvor ganz unbekannten „hochdeutschen Damen“ erinnert übrigens an Zumbroock, der 1849 in Münster dichtete: „Oh! Un usse Damen hier, so rechte fiene, / Höärt de Platt, se kriegt jä Oahrenpiene.“ (zit. Peters 1992, 57)

Als Meschede – am 18. Dezember 1871 – einen Anschluß an die moderne Eisenbahn erhält, feiern die Bewohner ihr Städtchen als Klein-Paris (*Sprickeln un Spöne: De Meskeder Yiserbah*). Doch nicht alle Leute sind von den neuen Errungenschaften überzeugt. Eine besorgte Soldatenmutter kann einen Fortschritt nicht erkennen: „Wieso ist die neue Telegraphen-Verbindung zu den übrigen Stationen denn nützlich, wenn man dem Sohn und Soldaten Hanfränzken durch sie nicht eine richtige Mahlzeit mit Sauerkraut und Mettwurst schicken kann? Sein enttäuschte Mütterchen will von dem ganzen >Prohl< nichts mehr wissen.“ (Magdalene Padberg, in: Grimme 1981, 10) Zuvor hatte schon ein anderes „gutt Mömmeken“ den Menschen bedauert, der das Pfeifen bei der Abfahrt der Lokomotive besorgen muß: „Dat is niu alles recht wuall un nette! Awer dai Keerel, dai dat Flaiten daun matt, dai dött myi läid imme Hiärten! Me söll meinen, dai behölle keine Krümel Ohm mehr in der Buast! Dai mott mehr >Wind< hewwen, ase vyi andern Meskeder tehaup.“

Stoffel aus „Äggerinksen“ nutzt das revolutionäre Verkehrsmittel, um hautnah an der Weltgeschichte teilnehmen zu können. Er reist mit der Bahn nach Kassel, wo auf Schloß Wilhelmshöhe der Franzosenkaiser Napoleon III. gefangengehalten wird. In der städtischen Gastronomie findet sich Stoffel nicht ganz zurecht: Im Lande Hessen gibt es große Schüsseln und wenig zu fressen. Gottlob stößt er auf einen Bekannten, auf „Antuns’ Michelken iut Lichtenogge“, der beim hessischen Militär dient, als Soldat auch die Pflicht zur Hilfsbereitschaft gegenüber schönen Frauen ausüben „muß“ und den Weg zur Attraktion am Schloß kennt (*Sprickeln un Spöne: Biu Stoffel no Kassel reisede*; vgl. zu einer verwandten Lügenschmidt-Episode: Sauer 1911, 24).

Im Stück „De Grainemegger op de Aiserbaa“ (aus: *Galantryi-Waar’!*) wird ein allzu sparsamer Bauer aus Delbrück von seinem Bruder beim Besuch in Werl überredet, seine Rückreise mit der Eisenbahn statt zu Fuß anzutreten. Der

Bruder läßt den unerfahrenen Bauern auch bewußt in dem Glauben, die – enorm teure – 1. Klasse sei die preiswerteste Stufe. Zu Werl hatte der Bauer übrigens auch vom dressierten Mäusezirkus im Franziskanerkloster gehört (dieser ist in Wirklichkeit eine Erfindung des Lügenschmidts: Sauer 1911, 17). Über die örtlichen Umwälzungen aufgrund von Eisenbahnanbindungen berichtet Grimme in seiner hochdeutschen Sauerlandschrift (Grimme-Werke 1983, 547).

Plattduitsk in Ehren

Wenn der angehende Theologiestudent und das einfache „Moierken“ im Postwagen das gleiche Plattdeutsch miteinander sprechen, ist das Eis schon gebrochen. Es gibt keine Verständigungsbarrieren. In einigen Schwänken ist die Mundart selbst zentrales Thema. Gehennesken, ein verwöhntes Mamakind, kommt aus einem Haus, in dem man gerne Hochdeutsch sprechen möchte und es doch nicht sprechen kann. Als Schneidergeselle will er auf Wanderschaft gehen, kehrt aber – nachdem er die Kuchen der Mutter schnell verzehrt hat – selbigen Tages sehnsüchtig bzw. heimwehkrank zurück. Nach dieser eintägigen Weltreise hat Gehennesken das Platt restlos verlernt bzw. vergessen (*Sprickeln un Spöne: Gehennesken*).

Das restliche Westfalen hat Grimme, soweit er es als Student näher kennengelernt hat, bei weitem nicht so gut wie die eigene Heimat gefallen. K. Wiepen teilt mit: „Das münsterländische Volk muß G. wohl weniger zugesagt haben, noch weniger die Landschaft, die er einmal >prosaisch< nennt. ... Diese Abneigung gegenüber allem Münsterschen führte bei den in M. studierenden Sauerländern zu einer Vereinigung, der noch heute bestehenden Verbindung >Sauerlandia<“ (zit. Trutznachtigall-Festschrift 1927, 243). Die Studienzeit bot Grimme also Gelegenheit, in Münster seinen Lokalpatriotismus unter Beweis zu stellen (Grimme 1921a III, 59). Einer seiner Mundartschwänke ist neben den hochdeutschen Ausführungen in „Das Sauerland und seine Bewohner“ (Grimme 1983, 498 und 568f) wichtigstes Zeugnis für die Konkurrenz der beiden Landschaften. Im Streitgespräch führt der Münsterländer auch das Thema „Sprache“ ein und erntet an dieser Stelle den schärfsten Widerspruch des Sauerländers: „Uge Sproke – na, dai lutt ackrott, ase wann en alt Moierken kuiert, un hiät keinen Tahn un Stump mehr imme Miule! Wann do byi us sau ’n Däiern segget: >Hamberend! ik mag dik verduiwelt geren lyien, un te Sente Meerten well vyi us friggen< – da lutt doch wual nau bonoh! do is doch nau Fuier derächter. (...) Och diu schwamelge Münsterländer! blyif doch terhäime met uge Foilefutteryi! do is känn Salt un känn Schmalt ane. Awer Surländsk-Platt, dat kuiert use Hiärguatt un regäiert de ganze Welt dermet.“ Beim Wettstreit um eine Leberwurst soll der Disput ausgetragen werden. Der Sauerländer kann dem Münsterländer ein mauloffenes „Jau“ entlocken und gewinnt (*Spargitzen: De Münsterländer betahlt den Schmiär*). An anderer Stelle dient es der Erheiterung im Sauerland, daß der Münsterländer mit dem Buchstaben „Z“ auf Kriegsfuß steht (*Spargitzen: Z.Z.*). In der sauerländischen Studentenschaft Münsters galt es als merkwürdige Ausnahme, wenn einer sein

heimisches Platt nicht mehr richtig pflegte (*Lank un twiäß düär't Land*: Byi Drüppel-Päiter).

Fast programmatisch ist eine fünfzig Jahre zurückliegende Geschichte, als deren Gewährsmann der „Strunzerdäler“ 1860 den Arnsberger Kanzleirat Rieve nennt: Als das Sauerland nach der kölnischen Zeit zwischen 1802 und 1816 der Darmstädter Regierung unterstand, studierte dieser in Gießen. Zusammen mit drei Mitstudenten begab er sich in den Semesterferien auf einen dreiwöchigen Fußmarsch in die Heimat. Vor Brilon lag hoher Schnee, und man hatte sich verlaufen. Einfache Müllersleute, bei denen die Reisenden anklopfen, hielten diese für „Darmstädter Spione“ (Hessen) und gewährten ihnen keine Herberge [vgl. auch Grimme 1983, 511]. Als aber der Müller hörte, wie die sauerländischen Studenten untereinander Platt sprachen, öffneten sich alle Türen: „As' ik awer op äinmol horte, dat yi Plattduitsk konnen, ... do wußt' ik, dat ik et met ehrliken Luien te daun harr'. Bai ehrlik Plattduitsk kuiert, met diäm deil' ik det leste Stück Braud.“ (*Spargitzen*: Plattduitsk in Ehren)

Alte Schwanktraditionen: „Gehannes van Duinskede“ und „Dullen-Lannmecke“

Daß Grimme sich in seinen Schwankbüchern auch auf ältere Traditionen über die Tollen-Landenbecker oder den Leutepriester Johannes von Dünschede bezieht, ist ein echter Glücksfall. Die wohl aus kölnischer Zeit herrührende Überlieferung über den Leutevikar von Dünschede hat 1843 schon Firmenich in seiner Mundartsammlung „Germaniens Völkerstimmen“ – auf der Grundlage einer Einsendung aus Attendorn – berücksichtigt (Firmenich I, 354f; Bürger 2006, 573): ...

[...]

Grimme hat – vermutlich als erster – schriftlich auch etwas über die legendären Dullen-Lannmecker (Tollen-Landenbecker) festgehalten. Zwei (Schein-)Totengeschichten bzw. „tragikomische Beerdigungsgeschichten“ aus Dullen-Lannmecke eröffnen seine plattdeutsche Sammlung „*Galantryi-Waar'!*“. Die erste gehört zum Besten aus Grimmes Mundartschwänken (→ Buchkapitel IX.8). Über das in ihr Erzählte kann man auch nachlesen in der hochdeutschen Sauerlandschrift, in welcher Grimme einleitend „erwähnt, daß auch das Sauerland eine Art von Beckum, Schöppenstedt oder Schilda hat, das Dörfchen Tollen-Lannenbeck, dessen Namen man schon anhört, was da zu tun ist. Dieses muß sich alle Dummheiten, die anderswo ausgeheckt werden, geduldig aufpacken lassen. Von jedem tollen Streiche heißt es: >Das muß ins Tollen-Lannenbecker Buch<, das freilich niemals gedruckt noch geschrieben worden ist. Es ist aber auch gar verwunderlich, wie klug daselbst die Leute, selbst wenn sie schon tot sind. Denn dermaleinst starb ein Tollen-Landenbecker, und die Nachbarn wollten ihn zum Kirchhof fahren, um ihn zu begraben. Ihr Weg führte durch einen Sumpf, darin blieb der Wagen stecken. Da richtete sich der Tote auf und sprach: >Leute! Man sieht wohl, daß ihr von Tollen-Landenbeck seid! Als

ich noch lebte, ging ich immer oben am Bühl her.< – >Um Gottes willen!!< riefen die erschrockenen andern, >Jürgen, du lebst ja noch!< – >So? Meint ihr?< antwortete der Tote; >Jungens, wenn euch das ernst ist, dann kommt mit ins Wirtshaus! Ich traktiere.<“ (Grimme 1983, 580f)
[...]

Nach einer Heinsberger Chronik von 1658, so gibt Grimme als Dichter vor, kann man schließlich noch die Geschichte des Heinsberger Kuckucks erhellen. Weil dessen Vorhersagen im Guten wie im Schlechten durchweg nicht eintreten, wird er für vogelfrei erklärt. Die Leute sind so erbost über den Lügenvogel, daß der Schultheiß sogar warnt: „Maket kaine Rebelliaun gigen uge rechtmeeßige Obrigkeit! Denn et stait geschriewen ...“ Man muß einen Weg finden, jährlich von Hesborn einen wirklich guten Kuckuck zu erhalten (*Grain Tuig*: Dat elfte Blaat). Das Thema ist als Leuteüberlieferung wiederum bereits in „Germaniens Völkerstimmen“ bezeugt (Firmenich I, 332). Zu den schon vor Grimme populären Originalen gehört vielleicht ebenfalls Kaspar von Kleineberg aus der näheren Nachbarschaft (*Spargitzen*: Sai döchten tehaup nit; Dai was nau lange de Dümme nit).

Lamentos über die neuen „schlechten Teyen“ weiß der Strunzerdäler auf die Spitze zu treiben: „Süß wamme ne Hasen opjaggte, dann komme op derselwen Stiee stohn bleywen ..., me schaut 'ne und staak 'ne in de Holster – awwer gitzunders? jä, do wellt se emme wat flaiten.“ (*Grain Tuig*: Schlechte Teyen) Der ironische Unterton darf auch an anderer Stelle nicht überhört werden. Die plattdeutschen Skizzen zeugen mit ihrem – dick aufgetragenen – Lokalpatriotismus des Kleinstraumes und den Dörferrivalitäten von einer *humorvollen* Eigensicht. Da wird noch kein hohes, abstraktes Heimatideal ausgeführt. Erst in der hochdeutschen Sauerlandprogrammatik ist dann später – viel ernster – von dem „frischen Odem eines gesunden, unvergifteten Volkslebens“, von „Westfalens Krone“ und vom Sauerland als einer „Perle des deutschen Reiches“ die Rede (Grimme 1983, 597).

**Im Buch „Strunzerdal“ aus unserem Archiv
sind noch folgende Kapitel
zu Friedrich Wilhelm Grimme nachzulesen:**

4. Ansätze zu einer Mundartlyrik bei Grimme
5. Die plattdeutschen Lustspiele Friedrich Wilhelm Grimmes
Eine frühe Bühnenrezeption der Grimmeschen Mundartschwänke durch Kinder
De Koppelschmid (1861)
Jaust un Durtel (1861)
De Musterung (1862)
Ümmer op de olle Hacke (1865)
De Kumpelmentenmaker (1875)
Laigen un kein Enne (1885)
Würdigung und Bühnengeschichte der Lustspiele
6. Lank un twiä ðüär't Land (1885): Ein Prosadenkmal für den Lügenpastor und Freund Johannes Georg Schmidt (1824-1881)
Dispeltaziaune (1881): Trauer um den Verlust des Freundes
Sauerländische Reise-Episoden mit „Heck“
Noch mehr geistliche Lügengeschichten
Exkurs: Grimme über „Dichten und Lügen“
7. Schwanewippkens Briutfohrt (1886): Der letzte Ansatz zu einer gewandelten Mundartprosa im Alter
8. Der Strunzerdäler und sein Publikum
9. Exkurs zur biographischen Bewertung des „Heiligenstädter Exils“, oder: „De Pottkremer“ in Sachsen
10. Der hochdeutsche und der plattdeutsche Grimme
11. Grimmes Mundartwerk als Beitrag zur sauerländischen Leutekunde und Kulturgeschichte
12. Nachtrag: Zwei Grimme-Söhne sorgen sich um das Plattdeutsche

[Außerdem im Schlußteil ein Abschnitt zur Wirkungsgeschichte der Grimme-Werke]

II.

Beispiele aus F.W. Grimmes Mundartprosa



Grimme-Denkmal in Olsberg-Assinghausen
(Quelle: Wikipedia.org)

1. De Heer un syin Knecht

Kauert was de Heer, un Koierken was de Knecht. Kauert kummandäierde nit viel, un Koierken paräierde nit viel; denn sai machten te viel Kumpanigge byim Schnapsglase, un de Schnaps, dat wiet yi alle, mäket Heer un Knecht glyik. Des Owends hadden sai gewöhnlik beide de Kraune vull un duselden dann sau schlackerbäinig op iäre Schlopkabuisken, dat sik de äine üwer den andern schüppede. An der äinen Wand hadde Kauert syin Kälter*, un an der andern Koierken. Niu krawwelden sai sik äines Owends auk mol imme schoinsten Schruf* in iäre Bedde un fengen an te schnuarken, ase wann de Sagemühle genge. Ümmen Tyit raip Kauert: „Koierken!“ – „Heer! battann?“ – „Koierken! myi dücht, et trekket op der Kamer.“ – „Heer! dat dücht myi auk“, un sai schlaipen födder.

Nit lange, do raip Kauert: „Koierken!“ – „Heer! battann?“ – „Koierken! myi dücht, dat Fenster stäit uappen.“ – „Heer, et dücht myi auk!“ Koierken bläif leggen, un sai schlaipen födder.

Nit lange derno do hett' et wier: „Koierken!“ – „Heer! battann?“ – „Koierken! myi dücht, et wör wuall gutt, wann dat Fenster tau wör.“ – „Heer, et dücht myi auk.“ Koierken awer bläif ruhig leggen un rüppelde un roierde sik nit: un sai schlaipen födder.

Endlik raip Kauert: „Koierken! mak dat Fenster tau!“ Für saume Kommando kräig Koierken den Frochten, sochte syine Bäine iut dem Strauh, stont op un machte dat Fenster tau. Hai krawwelde an der Wand rümme un kraup wier in't Bedde; of hai in't richtige kam, wäit ik nit; un sai schnuarkeden wier no Nauten.

Awer nit lange, do fenk Kauert ganz angesthaft an te raupen: „Koierken! Koierken!“ – „Heer, o Heer! battann?“ – „Koierken! et liet en Keerel in myime Bedde!“ – „Heer! in dem myinen auk!“ – „Ik schmyite den myinen deriut!“ – „Un ik den myinen auk!“ – Un jeder fenk an, syik met syime Keerel te frasseln, un dat gaffte en Sparteln imme Bedde, dat de Lakens rieten und et Strauh rümme flaug. Op äinmol gafft' et 'ne Knall, dat de Bühn* biusede, un Kauert raip: „Oh! Koierken! oh! Koierken!“ – „Heer! o Heer! bat is? – „Oh! Koierken! myin Keerel hiät mik iut dem Bedde schmieten!“ – „Heer! un ik hewwe den myinen riuter schmieten!“

Ase de Sunne all hauge stont un de Ziegenhäier blais, do kam de Kleinknecht op de Kamer un woll den Heeren wecken, un verwünderde sik in den Daut, dat Kauert fūr dem Bedde laggte, un Koierken derinne, un dat det andere Bedde lieg was; un dai beiden riewen sik de Augen un de Blesse un verwünderden sik auk un konnten gar nit begrypen, biu dat taugohn was. Ik gloiwe awer, bai myi andächtig tauhoort hiät, dai kann't sik an den fyif Fingern aftellen.

Aus der Abteilung „Sprickeln un Spöne“ von 1858 – Text hier nach: Friedrich Wilhelm Grimme: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. 10. Auflage. Paderborn: Schöningh 1902, S. 24-26.

*[*Wörterklärungen: Kälter = Bretterverschlag für das Bett; Schruf = Rausch; Bühn = Zimmerdecke]*

2. Hammichel

Twäi Burßen, rechte Jännebecke, dai nix laiwer daut, ase graute Luie faxäiern, nahmen de „Sprickeln un Spöne“ in de Hand un gengen dermet no'm allen Hammichel. „Hör doch mol an, Hammichel! Et stäit en Stücksken van dyi imme Bauke“, un lüsen iämme dat ganze Dinges füär un harren iäre Hauhnnecken drüwer. Hammichel horte sik dat an, schutte amme Koppe un saggte: „Jä, dat is niu mol wat! Wann se mik allen Mensken doch iut den Baikern laiten! se sölle der jüngere Keerels innsetzen! vyi het hyi der Liggstriepers imme Duarpe genau un genau – wann yi en Paar dervan saihn wellt, dann briuke ments innen Ömmer vull Water te kyiken.“

Aus der Abteilung „Spargitzen“ von 1860 – Text hier nach: Friedrich Wilhelm Grimme: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. 10. Auflage. Paderborn: Schöningh 1902, S. 117.

3. De Himel well verdaint syin

„Segg mol, Hannodam! ik hewwe dik all lange fragen wölle: brümme west diu op dyine allen Dage nau wual friggen? diu könnst et doch sau gutt hewwen! kein Menske imme Duarpe biätter ase diu!“

„Jä, dat sieste wual, un dyin dumme Verstand wäit et nit biätter. Ik well't dyi mol verduitsken. Suih: ik hewwe Hius un Huaff, fiftig Hauwen Wiesewaß un hundert Muargen Wald, liegend Geld, un Geld op Rante – kurzum: den Himel op Eeren. Awer en örtlik Christenmenske mott ok ant Stiärwen denken un sik den Himel verdainen in ginner Welt – – diärumme niämm' ik myi en Kruize un well't driägen met Geduld. De Himel well verdaint syin.“

Aus der Abteilung „Spargitzen“ von 1860 – Text hier nach: Friedrich Wilhelm Grimme: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. 10. Auflage. Paderborn: Schöningh 1902, S. 145.

4. Wahr dik füär sülken

Et genk user, ase vyi nau Studänten wören, en Dutzend van Saust ter Haar ropper op Wippringsen tau. Dat gudde Bäier byi Asemann oppem Grandwiäge harr' us munter macht, usen Frönd Flammohr saugar iutgeloten. Do kam us en Iseldryiwer in de Maite met fyif Isels; un Flammohr saggte: „Jungens, passet op! diän well ik mol foppen.“

Vyi säggten: „Wahr dik füär sülken!“ Hai awer kohrte sik an nix un raip dem Iseldryiwer tau: „Gurre Frönd, segget mol: bo wellt dann dai säß Isels henne?“

„Dat gäit den siewenden nixen an“, lutte de Antwort, un vyi lacheden un gratteläierden usem Flammohr tau syner niggen Würde.

Aus der Abteilung „Spargitzen“ von 1860 – Text hier nach: Friedrich Wilhelm Grimme: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. 10. Auflage. Paderborn: Schöningh 1902, S. 162.

5. Scheeper-Sprüche

Oppem Iäddelmannsplatze te Dinges was 'ne allen Scheeper, un syin Hund was binoh sau alt ase hai selwer. „Näi“, saggte äines Dages de Verwalter, „Hanjürgen, diu most 'ne andern Hund hewwen! Düt Dyier, bat diu do hiäst, is jo sau alt ase Mathuseläim; hai sütt iut, ase wanne de Atzeln härr, kein Hoor mehr oppem Rügge, kein Than mehr in der Schniute! Tui' 'me 'ne Wied ümmen Hals un hank 'ne annen äisten besten Baum, un schaff' dyi 'ne andern an.“ „Heer Verwalter!“, saggte Hanjürgen, „segget myi nix op myinen Hund! Sau lange ase ik hyi Scheeper sin, kann hai hyi Ruie syin.“

Aus der Abteilung „Spargitzen“ von 1860 – Text hier nach: Friedrich Wilhelm Grimme: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. 10. Auflage. Paderborn: Schöningh 1902, S. 199f.

6. De bloie Saldote

De Kreyg was tem Enne, un Tünnes' Graute konn wier häime gohn hinner de Plaug. Seyne Mondirung, dai se 'me taum Affschäit metgafft harren, was unner Bräuers en Kaßmänneken werth, me konn de Fiämme drinne tellen, und düär de Lüäcker an den Moggen konn me ganz kummaude saihn, bannehr dat seyn Himed teleßte wasken was; an seyner Loihnunge draug hai auk nit all te schwor. Hai kam op ter Häimedrift düär Essel un stont füär dem Wäiertshiuse un bekäik sik det Schild met Andacht; hai peck in de Westentaske un bekäik sik synen lesten un allerlesten Drigger. „O diu graute Guatt van Saust! Ik arme, arme Saldote! 'ne Drigger in Vermügen, un Hunger und Duast füär 'ne Kraundaler!“ – Hai stont un söchtete un söchtete naumol un woll wuall rin gohn un woll wuall födder gohn. Awer de graute Guatt van Saust gaffte 'me in seyne Gedanken: „Sey kain Narre! Tell doch mol deyne Knoipe!“ Un hai tallte üwer de Buast runner bit an't Büxenqueerel: „Sall ik ... sall ik nit ... sall ik ... sall ik nit ... sall ik?“ – un taum Glücke was de säßte Knaup in der lesten Battalge iutem Rocke buasten un tallte nit met. „Ik sall, ik sall!“ un hai sprank met äinem Satze üwer'n Süll, tem Hiuse rinn un in de Stuawe, un füäderde sik en half Schnäpsken.

Et was Middagesteyt, un de Wäiert satte sik met Frugg' un Blagen stur un wisse hinner'n Disk un fenk an te acheylen. De Saldote bät seyn Hälfken aan, awer seyne Augen laipen üwer Schüteln un Tällers, un de Tiäne worten iämme sau lank ase Tiunstaken. „Ik wünsk' ug gudden Awetyt, sau gutt, as' ik ne selwer hewwe!“ – „Schoin' Dank!“, saggte de Wäiert un brockede sey den Stiuten in de Soppe. Üwer en Wyleken saggte de Wäiert, ümme doch wat te seggen: „No, bo sall dann de Raise hennegohn?“ De Saldote helt de Hand an't Ohr, ase wanne nit gutt hören könn: „Näi, näi! 't is dankenswerth.“

De Wäiert aat födder un saggte: „Alsau, de Kreyg is glücklich tem Enne, un de Meskeder Landwiähr is entlooten? – ey kummet wuall auk van do?“

Saldote: „Näi, bat ik ug segge! Ik danke würrklich. Ik hewwe nau gistern en Buter hat.“

Wäiert: „Et gäit doch nix füär den laiwen Frieden; do kann me doch seyne Tuffel met Awetyte iätten.“

Saldote: „Näi, näi! Ik well nit unbeschufft seyn – loter't ug ments recht gutt schmecken!“

Wäiert: „Ik maine den Frieden! Et sall mik doch wundern, biu lange dat Dinges duurt – de Russe, de Russe! Imme Meskeder Wiäkenblaae stont auk, dem Russen wör nit te truggen.“

Saldote: „No! Wann't garaus un gariut seyn mott, dann well ik mik nit lange noidigen loten un ug diän Gefallen daun – et wör awer nit noidig.“

Un hai ruchte seynen Staul bey'n Disk un saggte: „Dann mott ey awwer ok sau gutt seyn un giewen mey Liepel un Gowel un setten mey den Napp en wennig nöger.“ De Wäiert machte kurjause Augen; awer bat woll hai maken? Hai peck in de Dißlaa un gaffte 'me Handwiärksgeschirr; un meyn laiwe Saldote aat, ase wanne moren hangen söll, un ase de andern saat wören, schrappede hai nau den Napp iut. Dann wiskede hai sik den Schnawel an't Dißlaken un saggte: „Et is doch en wohr Woort, bat de Luie segget: >Wamm' et dem Munde anbütt, dann niemet hai't ok.< Ik härr' doch selwer nit dacht, dat ik sau gurren Awetyt hat härre.“ Hai drank seyn Hälfken iut, laggte seynen Drigger oppen Diß, saggte Guattslahn, schlaug de Bäine oppen Puckel un stawwelde iut Essel riut, op dullen Lannmecke tau.

Sittenlehre – Äistens: et kann nit schaden, wamme altens en wennig harthörig is; tweddens: wamme wat te kreygen wäit, do mott me kain Hund seyn; un drüttens: me wäit nit, bo't gutt füär is, wann emme 'ne Knaup imme Rocke fehlt – sau wörte de weyse Salomon saggt hewwen, wann düt Stücksken te diämmol passäiert wör.

Aus der Abteilung „Grain Tuig“ – hier mit leichten Veränderungen der Schreibweise nach der 3. vermehrten Auflage. Münster: Nasse 1874, S. 42-44 (hochdeutsche Version: F. W. Grimme 1887a).

[*Worterklärung: bloie = schüchtern, verlegen, verschämt]



7. De lahme Schnyder

In eme grauten, schoinen Duarpe, nit allte feer van Dullen-Lannmeke, was en lahmen Schnyder, met diäm was et nit richtig – ik segge dat un blywe derby: et was met iäme nit richtig. Denn denket ug an: dat ganze Johr was hai schroh, as' en Backeholt, un waug syne richtigen fiewen Pund no der Schnydertaxe, awer in der Fasten worte hai fett, as' en Ool; un by Nachte flimernden syne Hoore, ase wamme der Bolzen üwer den Rügge stryket. Tüsker synen Schullern harr' hai en Dinges sitten, dat lait as' en Puckel; awer, awer – bat hiät my Schluwwerhiärmen vertallt? et wör en Kästeken, do härr hai den Duiwel Krummodäius inne sitten – Guatt sy by us! – un dai löhrte iäme Künste, bo en ehrlik Christenmenske drai Kruizen füär maken möchte. Un gloiwet ments: Schluwwerhiärmen is en glauhaften Mann. Dai selftige Schnyder harr' en Flaitepypken – Guatt sall wieten, bo hai't hiär kriegen harr' – do briukede ments oppe te lieren, do kemen alle Hahnens iutem Duarpe bynain gefluaggen un kollerden un tockerden ase wahn; dann machte hai syne Schürendüähr wyt uappen, ase de Studänten in de Schaule, un hai satte se acht Dage unner't Sief un gaffte 'ne nix te friäten, ase Kuckelkörens un Kollergäste. Dann piustede hai

jedem draimol intem Halse, macht' en sieweneckig Duiwelskruize drüwer, un lait se flaigen. Awer Wunder, un draimol Wunder! – ik glöfft' et selwer nit, wann't my Schluwwerhiärmen nit vertallt härr'; un Schluwwerhiärmen is en glaufhaften Mann – jedwider Hahne flaug wier op syne Miste, un kam de lahme Schnyder dohiär un saggte:

„Christine, Christane –
Biu krägget de Hahne?“

dann helt dem Hannjoister syne den Kopp inter Lucht un kräggede:

„Kückerükü!
De Rogge is te dühr!
Vy miättet mettem Schiepel inn,
Do gott ments drüttain Bieker rinn.“

Dann wiskede sik dem Mühler syne den Schnawel an der Eere un raip iut vullem Halse:

„Kickeriki!
Hai multert viel te viel!
Se brenget Waiten klor un schier,
Hai schicket liuter Kliggen wier.“

Un harr' dai synen Rym oppsagt, dann schlaug dem Prohledirk syne mächtig in de Fitteke un raip:

„Kockeroko!
Et is jo liuter Prohl!
Hai foiert met dem Väierspann,
De Blagen het kain Himed an.“

Un Jüren Schimmelpännig syne kräggede met ener schrohen, verhungerten Stimme:

„Köckerökö!
Vy het Kapitöle,
Sind ryker, as' en Jäddelmann,
Un jaget jeden Biäddelmann.“

Awer dem Bastiöner syne flaug oppen Busshaup, helt de Augen tau un raip, ase wann't de Luie imme ganzen Amte hören sölle:

„Kuckeruku!
Alle Muargen fruh,
Alle Owend late
Kümmet de Herr Brummester te gohn
Un frigget an der Frau Bastion.“

Sau genk dat födder: jedwider Hahne kräggede op syner Miste, batte van syme Heeren wußte. Bat Pastauers Hahne van Pastauers Kükinne, iärem Zuckertahn un iärer Wyntunge oppteseggen harr', un dem Köster syne vamme Drüppelwaß un den Lechterstümpfen, dat wußte Schluwwerhiärmen nit mehr, dorümme kann ik der ok nix van vertellen.

Dat gaffte awer en Liäwedage imme Duarpe! De Luie wören füär'n Kopp schlagen un wußten iärem Lywe kain' Roth. Un dat Dinges nahm kain Enne; de lahme Schnyder genk alle Dage draimol de Stroote opp un dal, un nuselde tüsker den Tiännen:

„Christine, Christane –
Biu krägget de Hahne?“

un de Hahnens vertallten ehrlik alles, bat se, van iärer Hahnauert runner, imme Hiuse oppschnappet hadden. Teleßte awer worten de Luie dull, un de Hannjoister peck den synen bym Kragen un raip: „Diu Dunnerwiähers-Kückel! verdirwest my mynen ganzen Roggenhandel! hal dik der Duiwel!“ un schlaug 'ne oppen Kopp. Un de Mühler nahm den synen bym Kajak un raip: „Wann't no dyme Conzäpte genge, dann söll de Duiker Mühler syn! hal dik der Duiwel!“ un schlaug 'ne oppen Kopp. Un de Prohledirk peck den synen bym Sterte un raip: „Hiäst diu nit selwer alltyt den Kamm hauge genaug driägen? un kann de Welt ohne Wind bestohn? bat gäit et dik an? hal dik der Duiwel!“ un schlaug 'ne oppen Kopp. Un Jüren Schimmelpännig kräig den synen bym Wickel un saggte: „Un wann ik dann ok en paar Kruizer imme Lümpken hewwe, briuket me dat dann sauglyk in de Welt te kräggen? Dann kümmet Läihnens-Hannes un Buargens-Mannes, Hungermanns Antönneken un Tiähropps Katterlysebettken, un alltehaue wellt se plücken an dem armen Jüren Schimmelpännig – hal dick der Duiwel!“ un schlaug 'ne oppen Kopp. Un de Bastiönske ströggede dem iären häimlik, sau dat et jau kain Menske saihn soll, Krümeln oppen Süll, tocker 'ne bit op de Diäll, peck 'ne bym Schlafittek un lusperde: „Diu Satans-Kuckelurges! diu söst ene jo binoh in't Geröchte brengen – hal dik der Duiwel!“ un schlaug 'ne oppen Kopp. Bat Pastauers Kuack un de Köster saggt het, dat wußte Schluwwerhiärmen nit mehr; awer genaug, sai schlaigen den iären auk oppen Kopp.

Niu laggte op jeder Miste imme Duarpe 'ne dauen Hahnen, un kain Menske rorrte se an un brait se; ik härr' 't selwer nit dohn; denn sauviel was klor: et was Häxenwiärk un Duiwelswiärk dermet wiäst; un bai wöll dann wual met Awetyte en Stücke van 'me gebrohn Duiwel iätten? ba, ba! – Awer am andern

Muargen, do wören dai dauen Hahnens tehaupе wiäg; de Luie säggten: taum Duiwel; awer Schluwwerhiärmen hiät my op syne Ehre vertallt, hai härr' diän selftigen Owend den lahmen Schnyder met 'me grauten, schworen Sacke düär 't Duarp ropper kriupen saihn, un de Hoore härr'n iäme wier löchtet, ase wamme der Bolzen den Rügge stryket; un nau kain inzig Johr wör dai schriäwe Keerel no der Faste sau schnagelfett wiäst, ase düttmol. Y muger't gloiwen, oder nit – Schluwwerhiärmen is un blywet en glauhaften Mann.

Aus der Abteilung „Grain Tuig“ von 1860 – hier (noch mit der älteren Grimme-Schreibweise) nach der 3. vermehrten Auflage. Münster: Nasse 1874, S. 8-13.

8. Sau klauk as' en Menske (über die „Tollen-Landenbecker“)

Bist diu auk all in Dullen-Lannmecke wiäst? „Allerwiägen, ase do nau nit.“
Sau herr't in der Letnigge van allen Oorden; awer 't is Unrecht, darr't sau hett – denn't is würlklich der Mögge werth, dat mer derhenne gäiht, un bai der nau nit wiäst is, dai hiät nau kainen Begriep dervan, barr't füär klauke Luie in der Welt gitt. Jo, denket an: en rechten Dullen-Lannmecker hiät seyn ganz Cunzäpte nau beynäin, wanne all daut is.

Do was Gehänneken Bäierbraud, dai harr' äinsmols dat Malhör un starw. Hai woorte in't Sark laggt, de Nower spannere de Ossen in un forrte 'ne furt, tem Kiärkduarpe henntau, un ganz Dullen-Lannmecke in schwarten Falgen klabasterde ächter dem Wagen hiär, joilte ase de Katten in der Meerte un sank det Laid:

„Bummeli bammeli beyne –
Te Köllen amme Rheyne
Do is sau'n klain Männeken daut,
Dat het Gehänneken Bäierbraud.“

Et genk üwer Stock un Stäin, düär Schloite un Poite, düär Kümpe un Sümpe, un nit lange, do staak de Wage metsammt den Ossen sau faste derinne, datte nit füärwes, nit zuppees konn. „Kinners! Biu soll ve düт maken?“ raip de Fauermann. – „Kinners, Kinners! Biu soll ve düт maken?“ amfere de ganze Cunvánt van Dullen-Lannmecke un kläggere sik unner der Müske. Do op äinmol genk et oppem Wagen: biuß, biuß! – Alles huarkere. – Un wier, biuß, biuß! – „Kinners! Bat is dat!“ raip de ganze Cunvánt. – Awer ümmer wier: biuß, biuß, biuß! – De ganze Cunvánt kräig et kalle Fraisen düär den Rügge, ments de Nachtwächter behellt seyне Kuraaske tehaupе un raip: „Gehänneken Bäierbraud! Döst diu dat?“ – „Jo wuall! Bai dann süs?“ raip ene Stemme iutem Sarke vamme Wagen, „un wann ey nit sau fortens uappen maket, dann goh' ik

dün Nacht spauken un drägge ug alltemolen det Knick rümme!“ – „O Heer, Kinners! Dann maket uappen!“ raip de ganze Cunvânt; „hai waget un spauket us süs, un vey sind uses Liäwens nit siker.“

Niu harr taum Glücke de Mester Gruafschmied seyne Tange bey sey, un taug un schrauf an den Niägeln, un antleste fell de Dickel vamme Sarke runner. Un Gehänneken Bäierbraud richtere sik op, käik sik verdraitlek ümme un saggte: „Luie! Sin ey richtig unweys?“ – „O Heer, nä!“ raipen de andern; „awer diu, bist diu richtig nau lebändeg?“ – „Nä, ik sin richtig daut, as’ et sik gehört,“ saggte Gehänneken; „awer bey sau ’me richtigen Dullen-Lannmecker Straiche, ase ey van Dage maket, konn ik nit anders un mochte mik draimol imme Sarke rümmedräggen. Ey wellt mik innen Kiärhuaff brengen un foiert mik faste imme Schlaute. Wiet’ ey dann nit mehr: as’ ik nau lebändeg was, do genk ik ümmer amme Biärge hiär buar Nowers Rautsoot? Konn’ ey ’t nit auk sau maken?“

„Recht hiätte,“ raip de Nachtwächter. „No dann!“ saggte Gehänneken un laggte sik wier diäll; „gutt dat ey ug nau beschäien latt. Niu decket mik wier faste un waarme tau, haalt Vüärspann un maker’t, as’ ik ug saggte, brenget mik innen Kiärkhuaff un singet uggen Vers födder! Adjüs!“

Niu awer was kainer, dai det Sark wier tau schlohn woll, un selwer dem Gruafschmied biwerden alle twintig Finger und Täiwen. „Na, weert et balle?“ raip Gehänneken ungedüllig. – „O Herr, Gehänneken! saggte de Nachtwächter, „gloif et us ments: diu bist nau lebändeg.“ – „Bat söll ik seyn?“ raip Gehänneken; „na, diu bist ’n klauken Keerel un wäist Teyt bey Dag’ un bey Nachte. Awer batt segg’ ey andern dertau?“ – „Jo, diu bist nau lebändeg“, raip de ganze Cunvânt. – „No, wann ey’t biätter wieten wellt, as’ ik selwer, dann meynetwiägen! Dann is et mey auk äindaun. Dann kummet, latt us in’t Wäiertshius gohn, ik trachtäiere un well ug helpen meyn äigen Fell versiupen. Awer, wann ik mol wier stiärwe, dann maket mey nit wier sau’n Dullen-Lannmecker Straiche, un foiert mik ’ne droigen Paat!“

Aus: Friedrich Wilhelm Grimme: Galantryi-Waar’. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart [1. Auflage 1867]. 2. Auflage. Soest 1873, S. 7-10 (hochdeutsche Übertragung: Bürger 2005a, S. 207).

9. Van derselwen Sorte

Un wier was mol ’ne Dullen-Lannmecker stuarwen. Un de Nowers kamen un tügen ’me det Dauen-Himed an; un in diäm Himede fehlte de Rügge; denn de Frugge was en wennig gnatzig un helt te Rohe, un dachte: „Mettem Rügge liet hai imme Sarke; wenn hai do ments uawen oppem Leywe wat hiät.“ Un sai tügen dem Dauen dat Himed an un laggten ’ne in’t Sark. Awer, Kinners! Da härr’ ey saihn söllen, bat use Dullen-Lannmecker Menske blitzig woorte! Hai richtere sik half op, knuffte baide Fuiste un saggte: „Näi, un twäimol näi! Sau

dau' ik et nit, un wanne ug oppen Kopp stellt! Jedem, bat iämme taukümme!
Un ik well meyn richtig Himed hewwen! Main' ey, ik wöll do amme jüngsten
Dag stohn un schiämmen mik un dräggen ümmer meynen Rügge no der Müre?“

Quelle: *Friedrich Wilhelm Grimme: Galantryi-Waar'*. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. [1. Aufl. 1867]. 2. Aufl. Soest 1873, S. 7-10. – Zur Totenhemdgeschichte hat Gathmann (Westfälisches Schwankbuch. Dortmund 1922, S. 81) eine Arnsberger Variante zu bieten, in der der *Ehemann* den geizigen Part beim Tod seiner Frau übernimmt.

10. Schwarte Diuwen (Reiseepisode mit dem Lügenpastor)

Födderhenne, am selftigen Wiäge, was en Knecht amme Plaigen, oder vielmehr, hai saat op der Dyißel van der Plaug un froihstückede. Rundümme wimmelde dat ganze Feld van Kräggen, dai harren iären Vermak an den Wüärmern un Engerlingen, dai hai iutplaiget harr.

„Diän well ik doch taum Gurren Muargen en bittken fäilen“, sagte Heck.
Ik sagte: „Lot dat, Heck! düse Suarte wäit vake gutt te amsen, un ehr m' et denket, hiät me ennen oppen Schnawel kriegen. Lot dat!“

Hai awer lait sik nit stuiern un sagte: „Gurre Frönd! 't is doch spassig, dat yi hyi in der Gigend ments liuter kualschwarte Diuwen het, keinen witten Steert dermank!“

„Jo“, sagte de Knecht un lachede schmunzer, „spassig is et fryilik. Awer op de Kuloier kümmer't nit an; un wann myi dai dicke Heer 'n Augenblick op de Piärre passen well, dann laup' ik fixe in't Hius, hale de Flinte un schäite en Paar, un use Frau sall se ug brohn in Speck un Liäwerthron; un dann wünsk' ik ug gudden Awetyit dertau.“

„Suihste, Heck“, saggt' ik im Föddergohn, „do hiäst' et Kumpelmänte wiäg, un ik lot' et dyi ganz alläine. West diu sülke fäilen?“

Aus: *Friedrich Wilhelm Grimme: Lank un twiäß düär't Land. Vertallt un geluagen in Surländsk Platt. Münster und Paderborn: Schöningh 1885, S. 75f.*

11. En Stücksken van twäi Dokters (1860) (Über Dr. Carl Käse am Kreissitz Eslohe)

Do was de Dokter Kees te Essel: dai mag all gutt seyne vertig Johre daut seyn, awer det ganze Suerland segget bit huit' un düsen Dag: „Dat was en Dokter!“
As' ik nau 'n klain Jüngesken was, do hiät meyn äigen Vatter vake tau mey un meynen Braiers saggt: „Kinner! Dat ey mik nau het, dat heww' ey usem

Hiärguatt un dem Dokter te Essel te danken.“ Allerdinges, in seynen Papieren harr’ hai ments stohn: „Chirurgus zweiter Klasse“ – awer hai harr’ mehr Verstäistemik imme Koppe, ase tain Dokters met grautem Tästimonnum tehaue. Do was tem Beyspiel sau’n Dokter in der Nowerskop, met Anfanks-Baukstawen Ipsilunt – dai doh sey viel drop te gudde, dat hai sau’n wahn, graut Tästimonnum met emme wahren, grauten Siegel in der Tasche hadde, un soh diärümme op usen gudden Dokter Kees sau hauge diäl ase de Hahne vamme Kiärkentauern; un ächter seynen Namen satte hai ümmer: „Praktischer Arzt, Operatör und Geburtshelfer“. – Awwer, biu segget de Sprük? „Prohlen is kain Geld.“

Niu was diämmolen in emme Hiuse, dat düär’t ganze Suerland bekannt is, bey Weythuaf in ... graute, graute Naut un Beschwerde: de Frugge was krank oppen Daut, Weythuaf woll vertweywel’n un lait baide Dokters tegleyke raupen; wören nau mehr op der Nögedede wiäst, hai härr’ se tehaue kummen loten. Dokter Ipsilunt kam un stont am Krankenbedde, käik un käik, awwer seyn Tästimonnum met diäm grauten Siegel doh kaine Denste; hai stont verbeystert, tuckede de Schullern un saggte: „Herr Wiethoff, ein sehr bedenklicher Fall!“ – „Dat wäit ik selwer, Herr Dokter!“ saggte Weythuaf. Niu kam Dokter Kees heraan. Fix mettem Auge, fix met der Hand, fix mettem Messer – tain Miniuten, un de Operaziaune was ferrig, un de Frugge iut aller Gefohr riut. Weythuaf dankede dem Himmel un dem Dokter un raip: „Guatt sey Luaf un Dank! En Beschwerde, schwödder ase de Brauker Stäine un höchter ase de Astmerg is mey vamme Hiärten nuamen! Niu, meyne Heerens, drinket sauviel as’ ey wellt!“ Un hai haalte heran en ganz Bataljaun van Putällgen, un van der besten Nummer, dai im Keller laggte; un use baiden Dokters dachten: „Sau kümmet et us nit alle Dage“, un laiten scharmante laupen. Un biu dat dann sau gäit: In guddem Weyne sittet Fuier un Flamme, un Fuier un Flamme maket häit, un nit lange, do wören dai baiden Heerens im häiten Streye, absonderlich üwer Papiere met un ohne dat graute Siegel. Un Dokter Ipsilunt machte de Düär uapen un raip: „Herr Wiethoff! Treten Sie mal einen Augenblick zu uns! Sagen Sie mal: kennen Sie wohl einen Chirurgus zweiter Klasse?“ – Weythuaf saggte nit „jo“ un nit „näi“, satte nigge Flasken oppen Disk un genk. Un dai baiden drünken – un meyn Dokter Ipsilunt drank sauviel, dat et Rebelljaun ins seyner Mage un Struate gafte, un datte üwer Diske un Staile kotzede as’ en Jagdhund, dai sik verpretet hiät. Do machte awwer Dokter Kees de Düär uapen un raip: „Herr Wiethoff: einen Augenblick! Sagen Sie mal: kennen Sie auch wohl einen Schweinehund erster Klasse?“ – Un Weythuaf saggte: „Jowuah!“

Quelle: Friedrich Wilhelm Grimme: Grain Tuig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart [Erstausgabe: 1860]. Bigge 1921, S. 75-77.

Zu Dr. Käse: Im Jahr 1820 schreibt das Amtsblatt die Stelle eines Kreischirurgen aus, bestimmt jedoch im Gegensatz zur Ausschreibung des Vorjahres, dass der Inhaber „seinen Sitz in Eslohe haben“ muss. Zu diesem Zeitpunkt haben sich Landrat und preußische Beamten bereits nach Meschede begeben, obwohl der Kreis bis 1832 weiterhin den Namen „Eslohe“

führen wird. Vom Doktor, der dann in Eslohe praktiziert, schreibt Dornseiffer in „Geschichtliches über Eslohe“ (1896): „Dr. Carl Käse ist 1822, 18. Nov., Zeuge bezüglich einer Todtgeburt des Norbert Scheele, Einsasse und Gastwirth in Eslohe, und dessen Ehefrau Mar. Cath. Struwe; er heirathete 1834, 11. Nov., die Ernestine Schneider und wurde zu Berghausen getraut; er war evangelisch. Das Amtsblatt vom J. 1824, S. 386, meldet, dass dem Kreis-Chirurgus Käse zu Eslohe nebst verschiedenen Kollegen wegen ausgeführter Schutzpocken-Impfung während des Jahres 1823 als Prämie 20 Thaler überwiesen seien. Dr. Käse war ein >schneidiger< Arzt; sein Andenken lebt noch jetzt im Volksmunde.“ Die hier aufgenommene Geschichte Friedrich Wilhelm Grimmes entnimmt Dornseiffer dann bezeichnender Weise nicht dem Bändchen „Grain Tuig“, sondern einer US-amerikanischen Zeitung, in die sie offenbar von sauerländischen Auswanderern platziert worden war. Er qualifiziert den Schwank als „Historie, die wirklich passiert ist“. Vgl. auch Esloher Forschungen III, S. 20.

12. „En Spauk“ (1867)

(Eine Spukgeschichte aus Wenholthausen)

„Niu segge mey enner, batte well – ik bleywe derbey: imme Dümpel spauker‘t,“ sagte Krick’s siäll’ge Kasper in der grauten Stuawe beym Schulten te Wienholtsen; „Schulte, gif mey nau ennen – ik kreyge‘t Fraisen jedesmool, wann ik daran denke.“

„Kasper! Kür wat anders!“ säggen de andern Gäste; „bai gloiwet dann huitigen Dages mehr an Häxen un Toiweners un Spaukerigge?“

„Un ik gloiwe daran“, sagte Kasper, „un hewwe meynen Beweys derfüär in der Hand – am Koppe, woll ik seggen; saiht hey: düse Bülle ase ‘n Appel dicke!“

„Bai wäit, bo de dai kriegen hiäst, bo de domet an de Knuiste kummen bist!“ säggen de andern.

„All iäwen im Dümpel“, sagte Kasper, „un nirgends anders. Hört tau! Ik kam vergohnen Sunndag van Blessenauhl un woll oppen Biärger Hamer angohn – de Sunne was diäll gohn un ‘t worte sau’n wendig kriemelig amme Hiäwen ...“

„Kriemelig in deyme Koppe“, raipen de Andern; „wörst viellichte äist ‘ne Pause hey bey’m Schulten wiäst un harrst ...“

„Drunken, main’ ey? Näi, kaine Drüppel!“ sagte Kaspar. „Un ik genk Faitken füär Faitken den schmalen Patt tüsker den Baiken – ey kennt ‘ne jo alle wuall: hai is sau enge, dat kain Windhund an emme verbey kann. Et was schwart manker diän Boimen as’ imme Sacke. Et worte mey en wendig aisig – ik was tworens meyn Liäwen nit grüggelsk wiäst, awwer wamme sau alläine is, wiete, un op ‘ner Styte, bo ‘t nit gutt seyn sall – no, me wäit jo wuall, dann kummet emme sau allerhand Gedanken. Un grade imme Dümpel, grade op diäm schmalen Pääken tüsker diän Baiken – no, ey wietet jo wuall, bat de säll’ge Dirk saggte: >Do goh ik des Owends füär kaine drai Kraundaler wier alläine hiär.< Un grade in diäm Augenblicke, bo ik an dat Wort vamme siäll’gen Dirk dachte, – biuß! – kräig ik ‘ne Schlag vüär der Blesse hiär, ik mainte sau, de Kopp wör’

mey in diusend und diusend Schiärwen iutenäin buasten, un de ganze Welt danzere met mey rümme ase 'ne Buselkatte oppem Diske. Meyne Kappe was mey diällschlagen. >Legg' in Guatts Namen!< dacht' ik, as ik meyn Cunzäpte sau iäwen wier terechte stalt harr' op halwer Drüttaihne, un naggere iut, bar 't Tuig hallen woll, un kam met blautem Koppe amme Biärger Hamer an. >Kasper!< saggte de Hallmann, >dey wasset jo de Hörens iuter Blesse ase 'ner jungen Stiärke!< >Sall wuall seyn!< saggt' ik, >hal diu mey ments en Braudmeß un drück' et mey vüär 'n Kopp op de Bülle – ik kann 't vüär Peyne nit iuthallen.< – Saiht hey: se is nau nit wier ganz beyschlagen. – Bat segge dann niu? Heww' ey dann niu nit den kloren Beweys? Un ik segge niu mettem siäll'gen Dirk: >Füär kaine drai Kraundaler wier des Owends düär 'n Dümpel.<“ Hai harr' iutvertallt, de andern Gäste wussten nit, bat se dotau seggen sollen, un dai un düse vertallte, bat diäm un düm imme Dümpel passsäiert seyn soll, un 't kraup 'ne allen sau 'n wenig grüggelsk düär 'n Rügge. Ments de Schulte schmäit dertüsker: „Kasper! Diu bist vüär 'ne Baum laupen.“ Awer Kasper vertallte 'ne det Ganze nau äinmol un nau weytlöftiger ase iäwen un bewäis hoorklain, biu hai neype den Paat anhallen harr un kain Strauhspier bräit no rechts oder links iutbogg't was, un kurzum – et spaukere imme Dümpel.

Indiäm kam Mathes iut der Moothmecke rinn. „Schulte! 'n Hälfken! – No, bat gellt dann de Roth?“

„Spaukerigge,“ säggt'en de andern. „Hey Kricks Kasper vertallte us iäwen, imme Dümpel döcht' et nit.“

„Un dat dörr 't ok nit,“ saggte Mathes, „do wäit ik wat van nohteverstellen. Saiht hey: düse Bülle vüär meyme Koppe!“

„Diu auk 'ne Bülle?“ raipen de andern, un 't worte 'ne ganz blinsterblo te Maue. „Jä, jä,“ saggte Mathes, „ik kam Owends vamme Biärger Hamer – ik harr' beym Hallmann te daun hat – un woll op Blessenauhl an. Un wiete, imme Dümpel, bo dat schmale Pääken düär de Baiken gäiht, biuß! – kräig ik ennen Schlag vüär der Blesse hiär, ase wann de Holthamer op de Häister fällt, un ik mainte nit anders, ase, ik wör' imme Ziegenhimel. As' ik sau äiwen meyne feyf Sinne wier halwerlai op der rechten Steye harr', do bedacht' ik mik nit lange un bläif amme Laupen, bit dat ik bey Blessenauhl riuter kam. Awer saiht: den Kniust heww' ik nau amme Koppe sitten. Niu lotet se mey küren, bat se wellt – ik heww' et erliäwet un wäit, et spauket imme Dümpel.“

De andern Gäste tügen bedächtige Dämme iut der Peype, un dai un düse saggte: „Näi! Do kamme nit gigen an redäiern – et is der würlklich nit richtig.“ Ments de Schulte wogede nau en Wöördeken dermank te schmeyten: „Mathes“ bannehr was dat?“

„Vergohnen Sundag.“

„Uemme bilke Teyt?“

„No – de Sunne was tedal gohn, un 't worte kriemelig amme Hiäwen, as' ik vamme Biärger Hamer genk.“

„Kinnern, joh!“, raip de Schulte un lachere hellop, „et spauket imme Dümpel, un dai Gäister, dai do waget, stautet sik äiner den andern vüär de Blesse, ase de Ossen beym Häiern, un haitet Kricks Kasper un Mathes iut der Moothmeke.“

** oder: an den Knorren.*

Aus: Friedrich Wilhelm Grimme: Galantryi-Waar'. 2. Aufl. Soest 1873 (Erstauflage 1867), S. 17-20.

13. Det Moierken imme Postwagen.

[Textversion nach einem Feldpostperiodikum von 1917!]

De Heervedder hiät de gurre Liune un vertellt:

Ik was nau te Münster op der latynsken Schaule, un woll häime in't Suerland un hinner Mutters Pott Austern fyern. Es was Owends im Dunkelweeren, ase vy iut Hamm foirten. Ob äinmol häll use Postwagen stille, un de Düähr rin schauf sick ne grauten Sack met Hai, un derhinnerhiär en stäinalt Moierken, iären Rock opgestiäken un ne witte Salwette ümmen Kopp. „Gurren Owend Luie!“ saggte sai, satte sick terechte un stack iähre Faite in dün Sack. „Gurren Owend!“ saggte ick, „Guten Abend“ brummeren dai anderen, dai imme Wagen seeten. „No, biu gäiert ug dann? wiete y wual gistern foirten vy auk tehaue awer sau hiär“. „Graußmutter! y verdaut ug, - dat wören vey nit.“ „Biu? Sittet dann alle Dage andere Luie in düm Wagen? Dat is so spassig. Et wören awer recht bette Luie, besonders dai äine, hai saggte, hai wör en Schulte van der Haar – in Rhynern koffte hai sick ne Snaps, un en Glas Zuckerwater extro füär mik. Ik dachte, bat my unse Hiärmen saggt harre: wenn my bai wat unbüe, dann söll ik et niämen.“ „Bo well y dann henne, Mömmeken?“ „Mug y nau fragen - - no Biekmen“. „Graußmutter, dann foier 'y ganz verkohrt – Biekmen legget ime Münsterlanne“. „Mag sehn – awer by Balwe im Suerlanne legget auk nau'n Biekmen – bai wäit dat dann nit?“ „Sin y do dann hiär?“ „Verstait sik, bo dann süs?“ – „Ower, Luie well y dann auk no Biekmen? ik wüßte nit büm y do tau kämen – do is ken Menske inne, dai sau'ne fürnehme Verwandskop hiät“. „Näi, Moierken! Vy wellt nit no Biekmen“. „Nit? Jöß Kinnern! Dann foier y jo verkehrt. Dann segger't iähme ob dem Bocke, hai söll ug wir riuterloten“. „Syd unbesuarget! Düse Heer well no Wiärrel“. „No Wiärrel? Jo richtig, do sinn ik gistern düär kuemen – en schitrig Dinges, awer ne gurre Mudderguaddes hiät se drinne“. „Un düse Heer well no Menden“. „Do sin ik äuk düör kummen – en blank Dinges unt fyf Dutzend Juiden drine.“ „Un düt Menske met düm Blage bo well dat dann henne?“ „Düse Dame well no Unna“. „Sau is dat' ne Dame? Ik hewwe all sauviel van Damens hort, myne Liäwen nau keine saihn. Use Hiärmen saggte Damens harren fyne Haie oppe un an dün Haien'n Tropp Fiären un süs nau wat dohiär. Et stemmet, use Hiärmen hiät Recht – t'is en klauken Jungen. Dann hört mol y Frau Dame! Hör y dann

villichte te Unna düm Mann, däm use Hiärmen terjohren Hiärwest en Fäuer Soot brachte? Dai härr'n störig Hius un düm seyne Frau un Miäkens hiärren auk sau fyne Haie?“ „Ich glaube es nicht, liebe Frau“. „Y kuiert Hauduits? Ah sau! Dat saggte use Hiärmen auk, Damens kuierten liute Hauduits. 't is nette, bait kann, ik matt mik op Plattduits innen Himmel biähn.

„Awer y“, saggte sai für mik, „y plattduitske Menske! well y dann met no Biekmen?“ „No Biekmen nit, ower doch no Balwe.“ „No Balwe? Balwe, - Balwe – näi, ik wüßte nit, biämme y do tau kiämen. Ik goh do doch Sunndages no'r Kiärken, und jeden Winter bräng' ik dren Düppen voll Schmolt in de Awethäike – ik hewwe der ug ower noch keinmol saihn. Bai sinn y dann?“ „En Studente, gerade nit iut Balwe, ower doch iut der Gigend“. „Aei, ik kenne doch die ganze Gigend. In Ameke – do wüßte ik gitzunner keinen Studenten – te Garbke – do is syd dün allen Lössen kein gelehrt Menske mehr riut kumen, - te Ysbuarn, jo do kenne ik wuol Ennen, ower dai is äis op der äisten Schaul; ey syd all sau graut, y konnt gewiß balle Dominus vobiscum seggen. Villichte van der andern Ecke? iut Ollerpe bo? Do hiät die Giärken Ennen, ¹⁾ dai lehrt studäiern, ower dün kenn 'ik – ne gurren Mensken! Dann is auk nau dat Brokhuis do²⁾, diän kenn' ik nit – ower et ssall auk ne scharmanten Burßen syn, dat gäffte mol ne Heeren, segget se, dat wör'ne Zier vam ganzen Siuerlanne.“ „Graußmutter! es is jo äinerlei, bai ik sy“. „O näi! nau lange nit. Et wör my nau lange nit ainerlei, wann use Hiärmen büme anders hörte, ase my. No wann y't nit geren segget, dann well ik ok nit födder derno frogen. Ower y gefallet my – dat mat ik seggen, un het mey gurren Owend saggt in user Bälwer Sproke – ach Guatt! et worte my ganz häimisk ümmet Hiärte. Bat muget se wuol ter Häime maken? dacht ik, bo ik ug horte, - use Hiärmen, use Lysebettken un use Stupe – hai hiät sik den Faut versprungen, et döt my läid füärt laiwe Dier – ik hewwe ter Hamm sau vake dran dacht – wann vyne ments wier trechte kritt!“ „Ower Mömmeken, bat hew y ob uge allen Dage dann te Hamm maket?“ „Hy is te Schyn - hy! konnt liäsen – ik kannt nit“. „Näi Graußmutter, et is jo duister“. „Suih t' is wohr – ower dann sall us dai Keerel oppem Bocke Lecht maken, dat kann me füördern; use Hiärmen hiär't saggt.“ „Lotet gewehren ik kann ugen Schyn jo te Wiärrel in der Poststuawe liäsen“. „Näi! sau lange soll y nit wachen! dann well ik ne ug sau vertellen.“

¹⁾ Der spätere Pastor Kramer an der Marienkirche in Bochum.

²⁾ Der spätere Pastor Schmidt in Kalle, Kreis Meschede.

Sait, usem Nower woren terjohr ümme Mäidag säß Mohl Laken und äine Styge Dauk van der Bleike stuahlen. Niu soll ik te Hamm oppem Roothiuse sieggen, bai dat dohn härr – ik heww'et ok saggt et was ganz ernsthaft, ik mochte drei Finger ophiewen. Saiht, dat is sau: do, was ne Köppenkeerel, häi kam vake no Biekmen, un flikkere Pannen un Eeren Pötte. Dänn schläipe nachts op user Schuier, un det Muargens gaffte ik me ne Schoole Kaffäi – bat dait me nit alles üm Guotslauhn? – Saiht, dün Muargen bo dat laken stuahlen wor, kam hai nit taum Kaffäi – ik goh op use Schuier un wel dün Stupen fauern - use

Hiärmen was gerade nit do, myn Keerel was wiäg, ower't Kuilken, imme Hai, bo hai laggt harre, was nau warme, un syn Droht un syne Tange laggten der nau by, - saiht sau lange Tyt harre sik nit nuahmen, bo me de Diuwel in de Säile gaffte, hai söll dat Laken stiällen. Keerel! dachte ik, dat is keine reine Buter met dy! denn saiht – ik sin en alt Menske, kann nit lange slopen – as ik opstond und käik iutem Finster in't Wiähr, do soh ik ne grauten, starken Keerel genten üwert Water springen, met ne witten Pucken oppem Nacken, - dai lait my sau halwerlei, as wenn't myn Köttenkeerel wör, - dai Duner was ylig, sau as en Wutz was hai ümme de Ecke. Ik saggte imme Hiuse nicks dervan, bit darr ik wier van d'r Schuier kam un dün Stupen fauerte, do reip use Lysebetten: „Mömmen! heww yt wuall hort? usem Nower is dat ganze Laken van d'r Bleike stuahlen! Do vertall't ik bat ik wußt eun bat ik dachte. Un non paar Dagen hoor'me, se härren dün Lakendaif all te Hamm imme Tuchthiuse sitten. „Mömmen“ saggte use Hiärmen foortens, „y mütet nau no Hamm un tuigen!“ de Junge harr recht – niu füär säß Wiäken weert my dai Schyn in't Hius bracht: use Hiärmen mochte ne füärlesen – hai kannt geschriwen un gedrucht ase de Bälver Amtmann – Ower dat kann y mey gleiwen: ne Schrecken kräig ik – „Hiärmen! Hiärmen“ saggt' ik. „Nit bange, Mömmen!“ saggte. „Ik alle Menske an't Gerichte!“ saggte ik; ik hewwe nau mym Liäwen keinen Fauth ame Gerichte hat. „Mömmen,“ saggte, „et giet Luie, dai laupet ter alle Wiäke ine. De Wiäg weert ug gut dohn.“ „Sau?“ saggte ik. „Jo“ saggte hei, „y konnt met'r Post foiern“. „Jöß Hiärmen,“ saggte ik, „ik kume in de Post? op myne ollen Dage nau in de Post? do heww ik all sau viel van hoort.“ „Joh“ saggte, „ik bringe ug met düm Giule no Balwe oder noh Menden, un do sette y ug in de Post“. „Hiärmen“ saggte ik, „niu is myn Schrecken verby! niu frögg ik mik drop.“ - -

Niu saiht, Kinners! van Dage was de Dag; niu sinn ik gistern no Hamm foiert, saiht, dai Schynekes van d'r Post heww ik nau alle in d'r Taske; dai möchte ik hewwen, saggte use Hiärmen, un te Hamm oppem Gerichte opwysen, süs krieg ik myn Postgeld nit gut dohn. T'is schade, darr't all duister is, süs söll y dau liäsen. Myn Geld heww ik ower auk richtig kryn, blank in de Hand, un nau mehr, as ik dacht harre, ik matt myne Sake wuall besonders gutt maket hewwen, süs härren't dai Heerens gewiß nit dohn. Ik hewwe alles saggt, bat ik wußte, un wann ik nicks mehr wußte, dann hülpen se my wyer op te Sprünge.

Näi, nette Luie! Me kann domet kuiern, sau as met ug auk. Ower usem Köttenkeerel, däm kann't wual ne Tyt lank schaf gohn: ik gliowe nit, dat se met düm sau artig kuiert, ase met my. Bat mein y? (y sind gelahrt) biu viel Johr söll hai wuall krygen?

Use Mömmeken pausede en wennig, awer keiner gaffte iär Antwort. Dai beiden hauduitsken Heerens seeten in der Ecke und schnuarkern, de Dame un't Kind schlaipen auk, un ik do sau, ase wann ik schlaipe. „Ne schlöprige Kumpanigge!“ saggte sai; „dann lauw il my doch myne Luie von gistern, mynen Schulden van der Haar. No, schlopet in Guatts=Namen! dann well ik my

diärwyle den schmerzhaften Rausenkranz biän; in Hamm hew ik ‘ne doch nit iuter Tasken kriegen – et soh my in diäm ganzen Dinges nit no Rausenkränzen iut.“ – Sai worte stille; me horte imme ganzen Wagen nix ase Schnuarken un af un tau det Klippern van den Krallen an iären Rausenkranze. Ik druchte mynen Kopp in de Ecke un machte my myne Gedanken üwer dat gurre, frumme Moierken. –

Op äinmol fenk det Kind an te schriggen, de Dame worte wach un gaffte ‘me hundert gurre Woorde. „Was ist dir, mein Herzchen? frierst du, mein Mäuschen? Mein Püppchen, bist du hungrig? sei still, mein Lämmchen, sei still!“ Un sau derhiär. Dann kräig se Twyback herfüär, Bonbon, Zucker, Rappeldoischen, dann düt, dann dat, dann satte se ‘me det Haiken af, dann wir op: dann den Schlegger dafüär, dan wier derfür denne; dann schlaug se et innen grauten Dauk, dann taug se ‘me det Mäntelken hott, dann haar – und wäit Guatt alle, bat se met diäm Blage opstallte. My worte ganz seltsen: ik dachte: „diu sast laiwer use Mömmeken wier an’t Kuiren krygen – dat is tainmol anmaidiger te hören, ase düt Gefitz met diäm Blage.“ – „Graußmutter!“ saggt ik, „biuviel Kinner heww y?“

„Danke der Nohfroge, saggte sai; väier heww il hat – twäi heww‘ ik usem Hiärrguatt gönnen mötten, awer twäi hiätte my loten: use Lysebettken un usen Hiärmen. Dai Blagen sind graut worden, ik wäit selwer nit, biu? Sau Visematänten heww‘ ik myn Liäwen nit macht. Wann se my te harre schriggern, dann schnacker‘ ik se oppet Driägelaken un lait se schriggen, bit dat se van selwer wier opphorten. Use Hiärmen hiä atlens alle Väiere inter Lucht strecket – jo, un niu söll y ‘ne saihn! De stöigste Burße imme ganzen Amt Balwe. – Un sau saite dermet käiern, ase düt Menske - näi, da heww‘ ik myn Liäwen nit konnt. Wann ik ganz det Gudde harr‘, dann saggt ik wuall: „myn läiwe Oeösken!“ dann fenk dai Schelm harre an te lachen. Un sau’n Mäntelken? un sau’n Hauken? jä, kumm diu dohiär! Ik hewwe myn Liäwen keinen Wickelband stricket, as ik wuall te Balwe saihn hewwe – met ner Selfkante heww ik alle myne Blagen wikelt; un gloiwet mens: use Hiärmen is nit schaf gewickelt. Ase hai en wennig födder was, käig hai by Dage en grain Biwern=Röcksken an, un by Nacht e macht‘ ik et my ganz hännig: do kräig ik ‘ne in ‘ne wyen Sack, un diän band ik ‘me unner’m Halse tau – do konn hai inne anfangen, bat hai woll. Dat well ik jeder Mömme anrohn; et is ‘ne kummaude sake. Ick begrype allens dai füärnehmen Luie nit – nu joh! se wellt iäre Blagen tau Heerens maken und fanget frautyig dermet an; use Hiärmen awer, sau dacht‘ ik, sall ments use Hiärmen weeren; un hai is et ok woren - - y syd jo iut der Bälwer Gigend – dann kummet doch mol no usem Hiuse – dai Junge weert ug gefallen, alle Luie het ‘ne gutt te lyen. Kummet doch mol tinne Wiäcke, oder de Austerdage – et sin all wuallehr Studänten in usem Hiuse wiäst, by Hiärwestdag kuacker‘ ik iäme ne Schüttel vull Küttelbiären; dann wören sai sau kuntant un harren en Liäwedage, ase wan se ganz Biekmen verkaupen wöllen. Un gitzunners - Mittfasten is verby, do het de Hauner alle Nester vull Egger – sau Studänten sind ase

Uellerke, un Speck un Egger muget se wuall. Näi doch! kummet doch mol! Un brenget diän Giärken met!“ –

„Geren Grausmutter! äister Dage!“ – Indiäm blais de Postknecht „Bo sin vy hy?“ saggte sai. „Ie Wiärrel, Grausmutter.“ – „Niu suih mol en Menske an! Do hewwe us jo all en nett Stücke Wiäges derfürdenne kuiert!“

Vy stiegen iut. Sai stak sik iäre Röcke nau höchter, peck iären Sack met Heu unnern Aarm un taug mik amme Mantel: „Kummet, Heer Studänte, se het hy sau’n schoin, störig Stüäweken; gistern sin ik derinne wiäst; me draff der dryste inngohe – use Hiärmen hiärr’t saggt. Awer niämmet uge Päcksen iutem Wagen met; me wäit nit, et könn hy diär Köttenkeerels auk giewen.“ – Sai genk füäriut, strack in’t Posthius rinn, un ok, ohne antekloppen, strack inter Gaststuawe: „Gurr’n Owend, Luie!“ schmäit se iäre Bund Heu hy’n Uawen un satte sik drop.

Van den Heerens, dai do bym Wyne seeten, fenk de äine an te lachen, de andere macht’ en brummig Gesichte, un de Wäiert kam un saggte: „Frau, kummet in de andere Stuawe!“ – „Näi! use Hiärmen hiärr’t saggt. Wenn y awer villichte de Posthalter syd, dann mol hy: de Uawe is nit allte waareme, un use Hiärmen hiät saggt, me könn verlangen, dar’t örntlik waarme wör. Schmytet us nan ‘ne Kniust derinn! Ik sin en alt Menske, un’t is nau lange kein Maidag. Kamme hy auk en Schölken Kaffe krygen? et is my in diäm Wagen en wennig fuastrig ümme’t Hiärte woren.“

„Kaffe nit,“ saggte de Posthalter, „awer Wyn un Bäier.“

„Marrjauh! Ik hewwe myn Liäwen nau keinen Wyn drunken – dai wör ments füär de Pastoiers, heww’ ik my dacht. Dat is gewiß duier Tuig, un sauviel is an mynen Hämnesken Grosken nit üwrig.“ „Mömme, dann drinket mol met my!“ saggt’ ik un bestallte twäi Gliäser häiten Punske un gaffte iär äinte. „Bat is dann dat?“ – „Et is Schnaps,“ saggt’ ik. „Jömmer, dai dampet jo!“ saggte sai un drank. „Dat mott ik seggen: dat Tuig schmecket gutt! awer bai hiät syn Liäwen hort, dat me Schnaps waarme mächte? Ik well’t my awer miärken un dauen’t mehr – me mott doch in synen allen Dagen ümmer nau lehren. Kostet duse Schnaps auk säß Pännige, ase by us? dai well ik ug wiergiewen.“ – „Näi,“ saggt’ ik, „se niämmet hy mehr – dat dött dat Waarmemaken; awer ik betaale et sall ug nix kosten.“ – „Dann Guattslahn duwwelt! Y syd nau ‘ne anmaidigen Mensken, ase de Schulte van der Haar; un wann y tinne Wiäke no us kummet, dann soll y ne ganze Panne vull Egger hewwen. Ik sinn örntik wier waarme ümm’t Hiärte woren: un use Ueäweken biättert sik auk, et weert ganz kathollesk. Niu well ik my awer mol düchtig de Schienepypen brohn.“ – Sai taug iäre Röcke nau höchter, iäre Schauh’ iut, band sik de Huasenbänner laus un streckede de Faüte füär’n Uawen, sau lank ase se wören – me soh’t iär amme Gesichte an, darr’t iär gutt doh. – Indiäm blais de Postknecht. „O Heer hintau! dat us jau dai Menske nit wiägfoiert! Heer Studänte, kummet!“ Un sai sprang in iäre Schauh, peck de Husasenbänner in de Hand, iären Heusack unner’n Aarm, un ter Düär riut. „Gurr Nacht, Luie! Nix füär ungutt!“

De Postknecht stond un lurte op us. „Kind Guaddes, äinen Augenblick Geduld! Dai andere Menske metten giällen Kragen, dai genten hinner'm Ruitken sittet, mott my äis en Scheyneken giewen, darr ik met der Post hyhiär kiummen sin.“ – „Graußmutter!“ saggt' ik, „dat is niu nit mehr noidig; gistern, bo y no Hamm henne reiseren, do mochte dat allerdings geschaih; awer y het jo uge Geld kriegen, un domet is 't gutt.“ – „Näi! use Hiärmen hiärtt saggt. Syd sau gutt un helpet my, dat ik dat Schyneken fix kryge!“ – No, ik doh iär den Willen un saggt 'et dem Postschrywer amme Schalter; dai lachere un schräif sau'n Dinges. „Guattslahn!“ saggte sai, vy stiegen innen Wagen, sai stak iäre Faüte wier in iäre Bund Heu, un wiäg genk et ter haar hintau. Op einmol saggte se: „Jöß, Kinner! vy het twäi Luie vergiäten! Och, dai armen Lui!“ – „Näi,“ saggt' ik, „dai äine Heer woll jo ments bit no Wiärrel, un use Dame wachtet op diän andern Postwagen, dai no Unnau gäit.“ – „O Heer! Do fällt my'n Stäin vamme Hiärten. Awer der Diusend! gier't dann sülker Wagens nau mehr in der Welt?“ – „Jo, hundert un diusend!“ – „Näi“ dat is nette, dat gefällt my. Biämme hört dai äigentlik?“ – „Dem König.“ – „Sau? Jöß! bat mott dat 'ne ryken Mann syn! Ik wäit, bat use Heuwage kostet hiät – schwor Geld Awer diär Dame härr' ik doch äis geeren Gurr' Nacht saggt; ik woll iär auk nau seggen, sai dröffte met iären Blagen nit sau quattrig syn, süs kemen se nit opp.“ –

Sai kürte un kürte – ik harr myn Plasäier dranne un helt er flytig det Woor; dai andere heer awer saat wier in der Ecke un schlaip. – De Postknecht blais. „Bo sinve hy?“ – „By'm Wickeder Schlagbaume; üwer de Haar sinve rüwer. Niu awer gäier't ganz richte tem Biärge, tem Wickeder Auwer runner – do is et by Winterdage vake liäwensgeföhrlik; is ug nit bange, Mömme?“ – „My bange? eh bat! sai konnt maken, bat wellt, konnt ümmeschmyten, sauviel ase de Lust het – use Hiärmen hiät saggt, de möchten iäre Lui richtig un lebändig wier afliewern. Niä lot se maken, bat se wellt.“ –

Vy kemen glücklich un lebändig tem Auwer runner, un no'm Schlünder. Do seeten in der Gaststuawe nau'n paar Heerens met dem allen Oihmen un spielten Säß und Sästig. Use Mömmeken macht' et wier, ase te Wiärrel, brait sik de Schienepypen by'm Uawen, lait sik mynen waarmen Schnaps gutt schmecken, lait sik vammme Postschrywer iäre Schyneken giewen, un vy fortan födder. Ase vy te Menden ankemen, was kein Lecht in der Poststuawe. Sai schannte sau lange, un saggte liuter: „use Hiärmen hiärtt saggt,“ bit de Postschrywer selwer kam un de Lampe anstak. Dat was en ganz klein, schroh Männeken, awer sieker syne vertig Johr alt. „Hör mol, kleine Jüngesken,“ saggte sai, „dat gefällt my hy gar nit – diu hiäst us für den Uawen schlecht suarget; dai is jo sau kalt, as' en Ys. Use Hiärmen hiärtt awer saggt, et möchte waarme in de Stuawe syn, dat kömme verlangen, un do briuker' ik dy gar kaine gudde Woorde ümme te giewen. Te Wiärrel un amme Schlünder harren se sik ok derno richtet, dat use Hiärmen saggt harr' – awer diu?! näi, et gefällt my gar nit. Jüngesken, Jüngesken! ik mag et dy nit te Läie dauhn, süs . . .“ – Use klaine Mann worte hellesk blitzig, schmait sik in de Buast un frogere, biu sai iänne „Jüngesken“ un

„diu“ heiten könn. „No,“ saggte sai, „en Junge is en Junge un en Jüngesken is en Jüngesken; un diu siet me doch füär alle Jungens, wann se ok nau grötter sind ase diu. Mak

dik ments jau nit batzig; diu hiäst dyne Pflicht nit dohn, un bai dai nit dött, dai schwyge ments jau stille. – Hy! vy wellt mol wat anders kuiern: schryf my’n Schnyneken, dat ik met

der Post hyhenne kummen sin; schrywen kannst jo all, saih‘ ik; diu hiäst de Fiäre hinner’m Ohre stiäken.“ – „Sie kriegen keinen Schein,“ saggte hai ganz brümmisk. – „Jüngesken! Sy artig! sös segg‘ ik et dyme Vattern, dann kriste wat derfüär.“ – „Dummes Weibsbild! Sie brauchen gar keinen Schein!“ – „Do wäist diu gar nix van – sau alt biste nau nit woren. Un hör mol: dai Luie te Wiärrel un amme Schlünder wören viel netter un artiger, ase diu, un wören doch all graue Heerens, twäi Kopp höchter ase diu. Gif my myn Schyneken! Dann sin ik un diu geschette Luie.“ – Ik nahm den Postschrywer op de Syt un kürte ‘me sau lange tau, bit hai usem Moierken den Willen doh.

No Balwe schlaut te diämmol keine Post an; vy mochten dobylwen, un ik bestallte my en Schlopzimmer. „Eh bat!“ saggte sai, „ik hewwe myn Bedde by my“, laggte sik hinner’n Uawen, iären Heusack unner’n Kopp, wickelde sik de Faüte in iäre Röcke, lait den Schrywer schennen, bat hai woll, un saggte: „Dy, kleine Jüngesken, segg‘ ik keine Gurr‘ Nacht: awer y, Heer Studänte, schlopet y in Guatts Namen; y syd ‘ne artigen Mensken, Speck und Egger soll y hewwen, wann y kummet. Ik denke, moren Muargen haalt mik use Hiärmen met dem Heuwagen an hy af; wann y do metfoiern wellt – et sall ug nix kosten.“ –

As‘ ik den andern Muargen opstont, lait ik my Kaffe maken un frogede no usem Moierken. Dat wör, säggten se, opstohn, ase de Maged de Stuawe kiährte, un glyk no der Kiärken gohn. Ik dachte: op diän Hiärmen is kein Luren, un machte mik op de Stöcker un tem Hönnedahle rinn. As‘ ik nau ‘ne halwe Stunde van der Sankeßy was, do haalte mik en Ruiter inn, dai harr use Mömmeken füär sik oppem Piärre sitten, ase wann de Toimers de Briut haalt. Ich dachte my: dat weert dann wuall dai vielgenannte Hiärmen syn. Sai wenkede my fröntlik Gurr’n Muargen un raip: „Dat y ug awer uge Egger haalt!“ – „Joh, Großmutter! ik kumme ganz gewiß; dat stäit sau faste ase Balwe.“ – Sai rieen iäres Wiäges, un ik schlüärte lanksam derhinnerhiär. – Un ik segge ug: ‘ne Panne vull Egger heww‘ ik te Biekmen kriegen, dai was nit van Strauh – ik meine, ik eete nau daran.

Erstveröffentlichung in F.W. Grimmes Sammlung „Grain Tuig“. – Der hier gebotene Text ist nicht als zuverlässige Edition zu betrachten. Er stammt nämlich aus dem von den Geistlichen des Dekanates Medebach herausgegebenen Feldpostperiodikum „Heimatgrüsse aus dem oberen Sauerlande“ Nummer 52-59 (1917). – Die Textfassung erfolgte durch Nikolaus Schäfer, Medebach. Vgl. dazu (und auch zu anderen Grimme-Texten): daunlots nr. 49.

III.

Verzeichnis:

Werke von Friedrich Wilhelm Grimme

(mit Hinweisen zur Internetverfügbarkeit)



Grimme-Denkmal in Olsberg-Assinghausen
Postkarte von 1910 (Wikimedia.org)

*Bei Quellen, die im Internet abgerufen werden können,
sind die vorangestellten Kurztitel mit einem Sternchen* gekennzeichnet.*

Grimme 1860* = [Grimme, Friedrich Wilhelm:] Grain Tuig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne“. Soest: Nasse 1860. [books.google.com]

Grimme 1861a* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. I. Sprickeln un Spöne [zuerst 1858/59]. II. Spargitzen [zuerst 1860]. Paderborn: Schöningh 1861. [books.google.com]

Grimme 1861b* = [Grimme, Friedrich Wilhelm:] De Koppelschmid. Lustspiel in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln und Spöne“. Soest: Nasse 1861. [books.google.com]

Grimme 1861c* = [Grimme, Friedrich Wilhelm:] Fastowendes-Reyme. Zwei Lustspiele in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln und Spöne“. 1. De Kiärmissengank. 2. De Koppelschmid. Soest: Nasse 1861. [books.google.com]

Grimme 1866* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Das Sauerland und seine Bewohner. Soest: Nasse 1866. [books.google.com]

Grimme 1867* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Schlichte Leute. Erzählungen aus dem westfälischen Volksleben. Erster Band. Soest: Nasse 1867. [books.google.com]

Grimme 1871 = Grimme, Friedrich Wilhelm: Die deutschen Dichter der Gegenwart und ihr Publicum. Münster 1871.

Grimme 1872 = Grimme, Friedrich Wilhelm: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. 5. wiederum bedeutend vermehrte Auflage. Paderborn: Schöningh 1872. [Exemplare: Fachbereichsbibliothek Sprache Literatur Medien Universität Hamburg; Germanistische Seminar Universität Heidelberg.]

Grimme 1874 = Grimme, Friedrich Wilhelm: Grain Tuig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart [Erstaufgabe 1860]. 3. vermehrte Auflage. Münster: Nasse 1874. [Internetzugang zu anderen Auflagen: Grimme 1960* und 1890b*]

Grimme 1875* = Grimme, Friedrich Wilhelm: De Kumpelmentenmaker, oder Hai mot wierfriggen. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Münster: Nasse 1875. [www.archive.org/details/dekumpelmntenm00grim]

Grimme 1884 = Grimme, Friedrich Wilhelm: Galantryi-Waar'! Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart [Erstauflage 1867]. 3., vermehrte Auflage. Münster: Schöningh 1884.

Grimme 1886 = Grimme, Friedrich Wilhelm: Schwanewippkens Reise düär Surland un Waldeck. In: Sauerländer Anzeiger, zugleich Amtliches Kreisblatt für die Kreise Brilon und Büren. Jg. 50, Nr. 50 (5 Folgen, unvollendet): 10.7.; 17.7.; 24.7.; 31.7. und 7.8.1886. Brilon: Friedländer 1886. [Unter dem Titel „Schwanewippkens Briutfohrt“ in: Grimme 1890a*, 1904 und 1983.]

Grimme 1887a* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Lank un twiäß düär't Land. Vertallt un geluagen in Surländsk Platt [Erstauflage 1885]. Zweite Auflage. Münster und Paderborn: Schöningh 1887. [www.bookprep.com]

Grimme 1887b = Grimme, Friedrich Wilhelm: Dichten und lügen. In: Deutsche Heimat. Blätter für Geist und Herz. Hg. von A. H. Effing. Konstanz & Kreuzlingen“. Jahrgang 1887, 139-144, 156-160. [Die Erstveröffentlichung erfolgte schon in der Zeitschrift „Feierstunden im häuslichen Kreise“ Jg. 1878.]

Grimme 1890a* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Bat us de Strunzerdähler hinnerläit. Paderborn, Münster und Osnabrück: Schöningh 1890. [www.bookprep.com]

Grimme 1890b* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Grain Tuig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Fünfte Auflage. Paderborn: Schöningh 1890. [www.bookprep.com]

Grimme 1890c* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Diusend Plasäier. Lustspiele in sauerländischer Mundart. I. De Musterung [zuerst 1862]. II. Ümmer op de olle Hacke [zuerst 1865]. Paderborn: Schöningh 1890. [www.bookprep.com]

Grimme 1901 = Grimme, Friedrich Wilhelm: Lank un twiäß düär't Land. Vertallt un geluagen in Surländsk Platt. 3. Auflage. Paderborn: Schöningh 1901.

Grimme 1902* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. 10. Auflage. Paderborn 1902. [http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de]

Grimme 1904 = Grimme, Friedrich Wilhelm: Bat us de Strunzerdähler hinnerläit. 2. Auflage. Paderborn: Schöningh 1904.

Grimme 1921/1987 = Grimme, Friedrich Wilhelm: Grain Tuig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Bigge: Sauerl. Heimatverlag 1921. / Als unverändertes Reprint des Grimmekreises Assinghausen: Bestwig 1987.

Grimme 1939/1941 I-III = Grimme, Friedrich Wilhelm: Werke. [Band I: Sprickeln un Spöne. Schwänke und Gedichte; Band II: Grain Tuig. Schwänke und Gedichte; Band III. Diusend Plasäier. Volksspiele]. Meschede: Heimatverlag Dr. Wagener 1939 [I-II] und 1941 [III].

Grimme 1983 = Grimme, Friedrich Wilhelm: Ausgewählte Werke. Hg. und erläutert von Gisela Grimme-Welsch. Münster 1983.

IV.

Aktualisierte

„Grimme-Internetbibliothek“

mit Links zum Abrufen

[09.09.2012]

*Nunmehr sind alle plattdeutschen Titel Grimmes
und viele Auflagen im Internet aufrufbar!*

Grimme 1860* = [Grimme, Friedrich Wilhelm:] Grain Tuig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne“. Soest: Nasse 1860.
<http://www.europeana.eu/portal/record/03486/5A892F24D47DC9326A0BA1403A8022C7D4E22A2F.html>

Ebenso: http://books.google.de/books/about/Grain_Tuig.html?hl=de&id=d446AAAAcAAJ

Grimme 1861a* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. I. Sprickeln un Spöne [zuerst 1858/59]. II. Spargitzen [zuerst 1860]. Paderborn: Schöningh 1861.
http://books.google.de/books?id=T446AAAAcAAJ&hl=de&source=gbs_book_other_versions

Grimme 1861b* = [Grimme, Friedrich Wilhelm:] De Koppelschmid. Lustspiel in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln und Spöne“. Soest: Nasse 1861.
http://books.google.de/books/about/De_Koppelschmid.html?id=t7Q6AAAAcAAJ&redir_esc=y

Grimme 1861c* = [Grimme, Friedrich Wilhelm:] Fastowendes-Reyme. Zwei Lustspiele in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln und Spöne“. 1. De Kiärmissengank. 2. De Koppelschmid. Soest: Nasse 1861.
http://books.google.de/books/about/Fastowendes_Reyme.html?id=cI46AAAAcAAJ&redir_esc=y

Grimme 1861d* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Jaust un Durtel oder de Kiärmissengank. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne“. Soest: Nasse 1861.
<http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de/hd/content/titleinfo/1306363>

Grimme 1866* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Das Sauerland und seine Bewohner. Soest: Nasse 1866.
http://books.google.de/books/about/Das_Sauerland_und_seine_Bewohner.html?id=TtgAAAAcAAJ&redir_esc=y

Grimme 1867* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Schlichte Leute. Erzählungen aus dem westfälischen Volksleben. Erster Band. Soest: Nasse 1867.
http://books.google.de/books?id=7KQ7AAAAcAAJ&hl=de&source=gbs_similarbooks

Grimme 1875a* = Grimme, Friedrich Wilhelm: De Koppelschmid. Lustspiel in sauerländischer Mundart. 2. Auflage. Münster 1975.

<http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de/hd/content/titleinfo/1306491>

Grimme 1875b* = Grimme, Friedrich Wilhelm: De Kumpelmentenmaker, oder Hai mot wierfriggen. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Münster: Nasse 1875.

www.archive.org/details/dekumpelmntenm00grim

Grimme 1877* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Jaust un Durtel oder de Kiärmissengank. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne“. Zweite Auflage. Münster: Nasse 1877.

<http://www.bookprep.com/book/uc1.b486267>

Grimme 1883* = Grimme, Friedrich Wilhelm: De Kumpelmentenmaker, oder Hai mot wierfriggen. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Zweite Auflage. Münster: Nasse 1883.

<http://www.bookprep.com/book/uc1.b486269>

Grimme 1884* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Galantryi-Waar : Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne“. 3. Vermehrte Auflage. Münster: Nasse 1884.

<http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de/hd/content/titleinfo/1333960>

Grimme 1887* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Lank un twiäß düär't Land. Vertallt un geluagen in Surländsk Platt [Erstauflage 1885]. Zweite Auflage. Münster und Paderborn: Schöningh 1887.

<http://www.bookprep.com/book/uc1.b486270>

Grimme 1890a* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Bat us de Strunzerdähler hinnerläit. Paderborn, Münster und Osnabrück: Schöningh 1890.

<http://www.bookprep.com/book/uc1.b486263>

Grimme 1890b* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Grain Tuig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Fünfte Auflage. Paderborn: Schöningh 1890.

<http://www.bookprep.com/book/uc1.b486265>

Grimme 1890c* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Diusend Plasäier. Lustspiele in sauerländischer Mundart. I. De Musterung [zuerst 1862]. II. Ümmer op de olle Hacke [zuerst 1865]. Paderborn: Schöningh 1890.

<http://www.bookprep.com/book/uc1.b486266>

Grimme 1890d* = Grimme, Friedrich Wilhelm: De Koppelschmid. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Dritte Auflage. Paderborn: Schöningh 1890.

<http://www.bookprep.com/book/uc1.b486264>

Grimme 1894* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. 9. Auflage. Paderborn: Schöningh 1894.

<http://www.bookprep.com/book/uc1.b486271>

Grimme 1902* = Grimme, Friedrich Wilhelm: Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. 10. Auflage. Paderborn: Schöningh [1902].

<http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de/hd/content/titleinfo/1040191>

Bürger, Peter:
Strunzerdal

Die sauerländische Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts
und ihre Klassiker Friedrich Wilhelm Grimme und Joseph Pape.
Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe 2007.

[Bezugsadresse www.museum-eslohe.de]



Mitte des 19. Jahrhunderts spricht man im sauerländischen Alltag überall noch ausschließlich Platt. Die Region ist arm an Literatur. Doch auf einmal, nur wenig später als in Münster, Holstein oder Mecklenburg, machen plattdeutsche Druckerzeugnisse die Runde.

Unter Pseudonym verfaßt zunächst Friedrich Wilhelm Grimme (1827-1887) seine „Sprickeln un Spöne“ und stößt damit auf einen erstaunlichen Lesehunger. Er läßt vor unseren Augen das Sauerland als ein katholisches Kleineleuteparadies neu entstehen. Unversehens befinden wir uns im „Strunzerdal“. In diesem Angebirt hält man es nicht für eine Tugend, bescheiden zu sein. Dort lernen die Kinder das „Laigen“ schon in der Wiege, und sogar der Bettler prahlt. Die Selbstironie ist unüberhörbar. Das macht diese plattdeutsche Neuerfindung der Landschaft so sympathisch.

An Grimmes Seite wandert ein legendärer Lügenpastor durchs Land, der unentwegt neue Fabeln ersinnt. Geredet wird so, wie einem von Kindesbeinen an der Schnabel gewachsen ist. Die Klassiker der sauerländischen Mundartliteratur kreisen aber noch nicht um Pflege oder Erhalt des Plattdeutschen. Sie streiten stattdessen im Pfarrhaus zu Calle darüber, ob die eigene Muttersprache nur für „lustige Saken“ oder auch für „wuat Erensthaftiges“ tauglich sei.

Für die ernste Variante steht Grimmes Freund Joseph Pape (1831-1898) ein.

Dieses Buch ist ein verständlich geschriebener Forschungsbeitrag zur Sprach-, Kultur- und Sozialgeschichte des Sauerlandes. Voraussetzungen, Autoren, Werke, Themen und Gestalten der sauerländischen Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts werden erstmalig im Gesamtzusammenhang dargestellt. Auch neugierige Sauerländer, die kein Platt mehr verstehen, sind zu dieser literarischen Heimaterkundung eingeladen.